This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Novellen

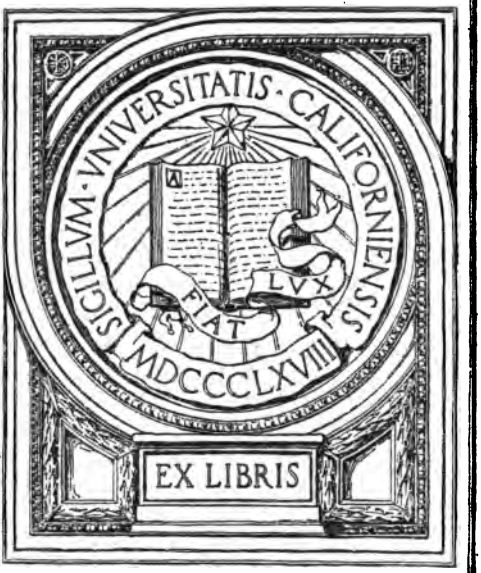
von

Hans Arno

Mit Illustration

Wilh. Claud

GIFT OF
ERNST A. DENICKE



Hans Arnold.

Novellen.

Von demselben Verfasser sind im **Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart** erschienen:

Neue Novellen.
Mit Illustrationen von W. Claudius.
6. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Fünf neue Novellen.
Mit Illustrationen von W. Claudius.
4. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Ein neues Novellenbuch.
Mit Illustrationen von W. Claudius.
4. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Lustige Geschichten.
Mit Illustrationen von W. Schulz.
4. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Aprilwetter.
Mit Illustrationen von W. Schulz.
5. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Einst im Mai und andere Novellen.
Mit Illustrationen von W. Claudius.
4. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Aus alten und neuen Tagen.
Mit Illustrationen von W. Claudius.
4. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Christel und andere Novellen.
Mit Illustrationen von W. Claudius.
4. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Maskiert und andere Novellen.
Mit Illustrationen von W. Claudius.
4. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Sonnenstäubchen.
Mit Illustrationen von W. Schulz.
3. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Der Umzug und andere Novellen.
Mit Illustrationen von W. Schulz.
5. Aufl. Oktav. Geh. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.20.

Novellen

von

Hans Arnold.

Vierte Auflage.

Mit Illustrationen von Wilh. Claudius.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1901.

Alle Rechte,
vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

PT 1828
B7 A6
1901
MAIN

Meinem lieben Schwager

Otto von Bülow

zugeeignet.

238626

Inhalt.

	Seite
Hausgenossen	1
Und doch!	81
Der tolle Junker	115
Finderlohn	217
Glück muß man haben!	261

Hausgenossen.

In dem sonnenhellen, saubern Stübchen, das sie nun schon seit zwanzig Jahren bewohnte, saß Fräulein Sabine Krauthoff und strickte, während sie, mit einer Hornbrille auf der Nase, in einem abgegriffenen Buche las, welches sehr weit ab von ihr auf dem Tische lag.

Am Fenster blühten, trotz des Winters, Nelken und Balsaminen, und an den Wänden hingen allerlei Photographien in jeder Größe und Stellung. Aber nur Bilder von jungen Mädchen — Fräulein Sabine war Lehrerin gewesen. Mitten über dem Sofa prangte ein nach Fröbelscher Methode kunstvoll gefertigtes Flechtblatt unter Glas und Rahmen — das hatte die Lieblingsschülerin des Fräuleins, Käthchen Lang, geflochten bei deren Eltern die alte Dame im Hause wohnte, und die inzwischen zu einem großen Mädchen herangewachsen war.

UNIV. OF CALIFORNIA

Aus dem Schüler- und Lehrerinnenverhältnis hatte sich mit der Zeit eine herzliche Freundschaft zwischen dem alten und dem jungen Mädchen gestaltet. Käthe, die sonst leicht ein wenig hochfahrend sein konnte, ja die in ihren Bekanntenkreisen sogar wegen ihrer kurzen Antworten und ihres gelegentlichen Übermutes als „sehr schnippisch" bezeichnet wurde, legte in der stillen Stube von Fräulein Sabine all ihre kleinen Airs ab und wurde immer wieder zum Kinde, das seine Thorheiten beichtete und sich liebevoll absolvieren ließ.

Nie verging ein Tag, ohne daß Käthe die drei Treppen erstieg und an Fräulein Sabines Thür pochte — und so sehr hatte sich die letztere an diese täglichen Besuche gewöhnt, daß sie es recht schmerzlich empfand, als Käthe vor einiger Zeit zu einer verheirateten Freundin nach auswärts ging und fast drei Wochen abwesend blieb.

Doch nun war das vorbei — gestern hatte die Frau Doktor Lang sich ihr Töchterchen von der Eisenbahn geholt, und Fräulein Sabine erwartete nun ungeduldig den Besuch des allgemeinen Lieblings. Ihr Harren sollte belohnt werden. Nicht lange, so klopfte es; auf das „herein"

trat ein junges Mädchen in die Thüre, schlank und groß gewachsen, mit einem übermütigen Zug um den kleinen Mund und einem sonnigen Lächeln in den dunklen Augen.

Sie begrüßte ihre alte Freundin mit der ihr eigenen ungestümen Herzlichkeit und setzte sich zu ihr — nicht auf den Stuhl, sondern aufs Fensterbrett.

„Und wie hast du dich bei Laura amüsiert?“ fragte die alte Dame, nachdem sie den „mitgebrachten“ warmen Shawl zur Genüge betrachtet und bewundert hatte.

„O sehr gut, Sabinchen, es war eine nette Zeit! Aber“ —

„Nun, was „aber?“ fragte Fräulein Sabine erwartungsvoll, und schob die Brille auf die Stirn zurück.

„Ach — ich habe wieder einmal eine meiner gewöhnlichen Dummheiten gemacht! Soll ich sie dir erzählen? Aber du mußt nicht schelten!“

„Das kann ich nicht so gewiß versprechen,“ sagte die Alte, indem sie ihren reizenden Liebling mit strahlenden Augen betrachtete, „indessen fang nur an — es läßt dir ja doch keine Ruhe, ehe du gebeichtet hast.“

Käthe rückte sich auf dem Fensterbrett zurecht, und pflückte eine von den roten Nelken von Sabinens Blumenstock.

„Nun also,“ begann sie, „ich reiste allein von Laura zurück, und auf einer kleinen Station — Siegersdorf — wo der Zug hielt, sah ich zum Coupéfenster hinaus. An der Wand des Bahnhofgebäudes mir gegenüber steht ein Herr und sieht mich an — nicht gerade unbescheiden, aber er fixiert mich doch unverwandt. Du weißt ja, Sabine, so etwas kann ich nicht leiden, ich denke also: sollst ihm 'mal die Zunge herausstecken — der Zug fährt ja sofort ab, und du siehst ihn nie wieder.“

„Aber Käthe!“ rief das Fräulein erschrocken.

„Siehst du, siehst du, daß du schiltst!“ rief Käthe und fiel ihrer alten Freundin ungestüm

um den Hals, „sei ganz still, sonst erzähle ich nicht weiter, und du hast dein Leben lang die Angst mit dir herumzutragen, daß ich etwas noch viel Schrecklicheres gethan habe, was du nicht weißt!“

Die Alte machte sich lachend los.

„Laß mich nur — ich bin ja schon still! Also —“

„Also — in dem Augenblick, wo der Zug sich in Bewegung setzt, führe ich mein Vorhaben aus! Nur ein ganz kleines bißchen, Sabine — ich dachte schon, er hätte es nicht gesehen! — Aber er lächelte spöttisch und nahm den Hut ab. Da fuhren wir hin.“

Fräulein Sabine schüttelte den Kopf.

„Wirst du nie deinen Übermut ablegen, Kind!“

Käthe zerpflückte die rote Nelke unbarmherzig in Stücke.

„O ja, Sabine,“ sagte sie dann verlegen, „aber —“

„Was aber? Noch mehr solcher schönen Streiche?“

„Ach, Sabine — die Geschichte ist ja noch gar nicht zu Ende, das Schlimmste kommt noch. Also wir fuhren, aber kaum hundert Schritt weit

— der Zug wurde zu meinem Entsetzen nur rangiert und rutschte nach fünf Minuten wieder in denselben Bahnhof ein. Da stand auch noch der Herr — und hatte er vorhin gelacht, so lachte er nun erst recht!"

„Angenehm!" sagte Fräulein Sabine. „Und wie benahm er sich?"

„Er benahm sich gar nicht, sondern warf die Cigarre weg und stieg in dasselbe Coupé mit mir. Und wir fuhren miteinander bis hierher, wo er auch ausstieg!"

Käthe sprang vom Fensterbrett. „Und was sagst du jetzt?"

„Herzchen," erwiderte die alte Dame und lächelte gutmütig, „was soll ich sagen? Zu geschehenen Dingen schweigt man am besten — das einzig Angenehme ist, daß du den Mann wahrscheinlich nicht wieder sehen wirst."

Käthe sah nicht so entzückt aus, als man hätte vermuten sollen, und streute ihre Nelkenblättchen in die Luft.

„Meinst du?"

Die Alte warf ihr einen schnellen Seitenblick zu, und zog die Augenbrauen etwas in die

Höhe, als wollte sie sagen: „aha!“ Sie schwieg aber.

„Weißt du, Sabine,“ begann Käthe nach einer Weile von neuem, „er — der Mitreisende — benahm sich übrigens sehr taktvoll. Da er merkte, in welch töblicher Verlegenheit ich war, that er, als ob gar nichts vorgefallen sei, und unterhielt mich von allen möglichen Dingen — ganz ernsthaft und sehr nett. Nur einmal, als eine alte Dame, die mitfuhr, von der Gegend sprach, und ihn fragte, ob er nicht auch während der Reise auf die hübsche Aussicht geachtet habe? sagte er ruhig: „o ja — besonders in Siegersdorf!“ und dann sahen wir uns an und lachten beide — ich auch, Sabine — das konnte ich nicht ändern! Sonst war ich sehr würdevoll — nein, wirklich!“

„Davon bin ich überzeugt,“ sagte die Alte ernsthaft, „wie sah denn dein Freund oder Feind aus?“

„Sehr gut — groß, dunkelblond und humoristisch — und er war sehr hübsch angezogen.“

Die alte Dame lachte.

„Wenn's nur kein Weinreisender war!“

„Aber, Sabine, schäme dich! Als ob man das nicht merkte!“ In dem Augenblicke klopfte es.

„Fräulein Käthchen möchten gleich herunter kommen, Frau Majorin Scharff wäre da, und wollte etwas aus dem Eckschrank, und Fräulein Käthchen hätten die Schlüssel mit."

„Unausstehlich!" sagte Käthe verdrießlich, „Scharffs erwarten in den Tagen den gräßlichen Sohn, und borgen sich wieder einmal die ganze Wirtschaft zusammen. Ich komme," rief sie dem Mädchen zu.

„Ist der junge Scharff so „gräßlich", wie du sagst?" fragte Sabine.

„Ich habe ihn nie gesehen — aber wenn von einem Menschen schon so viel gesprochen wird, hat man genug. „Kurt sagt, Kurt schreibt, Kurt meint" — so geht es immerfort, als ob ich mich darum kümmerte, was ihr Kurt für Ansichten hat."

Fräulein Sabine war auch aufgestanden.

„Weißt du, was ich glaube, Herzchen? Frau Scharff möchte dich sehr gern für den „gräßlichen Sohn" haben."

„Ach, das weiß ich ja schon lange! Aber ich danke, Sabine — ich danke — ich will gar nicht heiraten — oder —"

„Hör' einmal, Käthe, du kommst mir sonder-

bar vor! Deine Beichte war unvollständig! „Oder" heißt das etwa: „oder die Bekanntschaft müßte damit anfangen, daß ich ihm die Zunge herausstreckte?"

„Sabine," sagte das junge Mädchen würdevoll, „ich begreife garnicht, wie du mich so lange aufhalten kannst, wenn du hörst, daß Mama auf die Schlüssel wartet!"

Und fort war sie.

* * *

Während diese Unterhaltung stattfand, herrschte bei Käthens Eltern große Unruhe. An der Hausthüre war schon seit längerer Zeit eine Wohnung ausgeboten worden, und der Hausherr hatte sich bereits stummer Verzweiflung überlassen, weil noch keine Nachfrage stattgefunden hatte.

Jeder Mensch hat bekanntlich seinen Tollpunkt — die Vermietungsfrage war der Tollpunkt des Doktors!

So lange der unheilvolle, weiße Zettel über seiner Thür prangte, war er melancholisch — seine Gedanken irrten mit beängstigender Beharrlichkeit, aufgescheuchten Vögeln gleich, um das betreffende Quartier, und er begann und schloß den Tag mit

Seufzen. Wenn seine Frau mit dem tristigen Trostgrunde ins Feld rückte, daß ja noch nie eine Wohnung in ihrem Hause leer geblieben sei, so grub der Doktor regelmäßig einen alten General aus, der inzwischen, nach der seitdem verflossenen Zeit zu schließen, längst zum Feldmarschall oder unter die himmlischen Heerscharen avanciert sein mußte, und dessen Quartier einst ein volles Vierteljahr unvermietet gestanden hatte.

Zeigte sich dann ein präsumtiver Mieter, so begann ein neues Stadium in dem Zustande des Doktors. Er hatte für nichts anderes Sinn und Gedanken, als für die Chance, er sang mit dem französischen Grenadier „was schiert mich Weib, was schiert mich Kind?" und war für alle häuslichen Vorkommnisse blind und taub.

Heute nun war, gleich einem Sonnenblick, in sein umdüstertes Gemüt ein Brief gefallen, in dem ein der Familie bekannter Baron von Rabeneck um die Erlaubnis bat, am Nachmittag zu erscheinen und die annoncierte Wohnung in Augenschein zu nehmen.

Der Baron galt zwar für einen etwas langweiligen und unsäglich neugierigen Herrn — aber

in der Not ist man nicht wählerisch — der Baron wollte mieten, und der Hausherr sah seinem Eintreffen seit drei Uhr mit fieberhafter Spannung entgegen.

Die Familie — Käthe, die Älteste, ausgenommen, die, wie wir wissen, bei Fräulein Sabine war, saß um den Kaffeetisch. Eine stattliche Reihe von schulpflichtigen Kindern — zwar nicht so viel, als unser schwäbischer Freund besaß, der auf eine Anfrage nach dem Befinden der Seinen antworten konnte: „ich danke, die „Meischte" sind wohl!" — aber immerhin genug, um zu Zeiten recht angenehmen Spektakel zu machen.

Die Hausfrau dirigierte mit Wort und Blick die stillbewegte Gruppe, die zur Eile angetrieben wurde, um beim Erscheinen des Mieters nicht den Eindruck der Räume abzuschwächen. Jetzt klingelte es.

„Kinder, schnell — trinkt aus, das ist er!" rief der Vater, und ließ sich in der Eile zu der unmännlichen Handlung des Umgießens aus der Ober- in die Untertasse für seinen jüngsten Sohn verleiten — doch zu spät! Die Thür ging auf — aber nicht der Baron erschien, sondern das

heiter lächelnde Angesicht der Frau Majorin Scharff. Die Kinder gingen trotzdem auf einen Wink der Mutter hinaus. —

Frau Scharff bewohnte mit ihrem Gatten, einem Major a. D., die Beletage. Dieser Gatte und ihr Sohn waren ziemlich die beiden einzigen Gegenstände, welche sich die Frau Majorin nicht geborgt hatte, sondern rechtmäßig besaß. Man kann es ihr daher nicht übel nehmen, wenn sie mit besonderem Stolz auf diese beiden blickte. Eine gute, ganz gescheite Frau von stets heiterem Temperament, hatte sie nur die Manie, alles zu verlegen, zu verlieren und sich mit einer wahrhaft genialen Unverdrossenheit durch Entlehnen von dem, was ihr momentan fehlte, aus der Verlegenheit zu ziehen.

Ihr Mann wußte entweder nichts davon — oder er wollte nichts davon wissen, was ziemlich auf eins herauskommt. Er hatte es zu seiner Vorgesetzten und seinem eigenen größten Erstaunen bis zum Major gebracht und war dann erschöpft ins Privatleben zurückgesunken. Seine Geisteskräfte, die ohnehin nie üppig wucherten, hatten sich seitdem auf Whist konzentriert, und keine Ge-

mütsbewegung, kein Familienereignis freudiger oder trauriger Natur war bisher im stande gewesen, ihn derart zu erregen, daß er nicht, so wie der erste Sturm vorüber war, die Seinigen gefragt hätte: „machen wir heute keine Partie?“

Ja es ging die dumpfe Sage, daß er an dem Abend, wo sein einziger Sohn das Licht der Welt erblickte, zwei Stunden darauf einen Whisttisch herbeigeschoben und seiner Schwiegermutter zur Erholung eine Partie Whist vorgeschlagen habe.

So lange seine Bequemlichkeit und sein Whist ihm ungestört blieben, ließ er den Dingen ihren Lauf, und seine Frau mochte die Wirtschaftsutensilien aus allen benachbarten Familien rekrutieren — ihn focht es nicht an.

Sein Sohn, der inzwischen als sehr begabter und tüchtiger Offizier die beste Carriere machte, hatte für ihn erst Interesse gewonnen, als er den Dritten beim Whist abzugeben vermochte, was den jungen Mann nicht hinderte, seinen Vater sehr zu lieben und mit großer Ehrerbietung an beiden Eltern zu hängen. Dieser Sohn, das Glück und der Stolz der Mutter, wurde, wie wir von Käthe gehört haben, erwartet, und die Frau

Majorin hatte bereits eine Bettſtelle mit Betten, einen Teppich, einen Waſchtiſch und zwei Leuchter von der Doktorin Lang entlehnt und kam ſoeben, um zu fragen, ob ein überzähliger Flügel reiner Gardinen vakant wäre, da ſie das Gaſtzimmer ſonſt ſoweit in Ordnung habe.

Die gutmütige Doktorin verſprach, danach zu ſehen, und lud ihre Hausgenoſſin zum Sitzen ein. Doch dieſe lehnte ab.

„Nein, nein," ſagte ſie eilfertig, „o ich habe noch ſehr viel zu thun — denn, liebſte Lang, ich komme mit einer großen Bitte — trinken Sie nicht heute abend mit uns Thee? Keine Geſellſchaft — nur etwa zwölf bis fünfzehn Perſonen — bitte ſchlagen Sie es mir nicht ab!"

„Wir kommen herzlich gern," ſagte die Doktorin, „wenn mein Mann nichts dagegen hat."

Der Doktor war hinausgegangen, um die Straße hinunter zu ſpähen, ob der Mieter ſich nicht zeige.

„Ach, was ſollte er dagegen haben!" ſagte Frau Scharff, „heute muß er kommen — ich habe eine kleine Überraſchung vor! Aber, liebe Lang — eine Bitte! Meine Pauline iſt ſo ungewandt —

können Sie mir Ihre Köchin auf heute abend leihen? Wir haben nur zwei Gerichte, und sie ist so prächtig flink — das weiß ich! Im Hause geht das ja sehr gut!"

„Ja, ja, das will ich thun, Frau Majorin," sagte Frau Lang lächelnd, „kann ich sonst mit etwas dienen?"

„Nun ja — wenn Sie mir Ihre große Bratenschüssel und zwei Dutzend Mittelteller und Ihre Gabeln, fünfzehn Weingläser und die silberne Zuckerdose leihen wollten, so wäre ich Ihnen sehr dankbar! Ach, und Beste — die beiden großen Lampen — aber lassen Sie sie bald füllen; meine Leute verstehen sich so schlecht darauf! Das ist alles — denn die Kompottschüsselchen und die Bowlengläser habe ich noch von neulich oben. Aber richtig — Sie haben wohl nicht ein Pfund Speck zu Hause? Meine Pauline hat es heut früh mitzubringen vergessen! Wir haben Rehrücken, und sie soll ihn noch spicken."

„Ich werde sogleich nachsehen," erwiderte Frau Lang und griff in die Tasche — die Schlüssel fehlten! Bei dieser Gelegenheit schickte sie zu Fräulein Sabine, um Käthe holen zu lassen, die

auch bald erschien und von der Majorin aufs zärtlichste begrüßt wurde.

„Mein liebes Käthchen — nein, wie reizend steht Ihnen die neue Frisur! Wie haben Sie sich bei Ihrer Freundin amüsiert? Ich bitte eben bei Mamachen vor, ob Sie uns heute abend nicht besuchen wollen — ich habe eine kleine Überraschung in petto. Nicht wahr, Sie kommen doch? Ich schrieb noch neulich an meinen Sohn: eine Gesellschaft ohne Käthchen ist mir gar nicht denkbar — sie ist so belebend!"

Käthe, die bis zu diesem letzten Satz sehr freundlich ausgesehen hatte, machte eine ungeduldige Bewegung und zog die Hand fort.

„Nun muß ich aber gehen, liebe Frau Doktorin," sagte die Majorin eilfertig, „also Ihre Anna bringt nachher alles mit herauf, nicht wahr?"

Damit ging sie, und die Doktorin blieb mit Käthe allein. Sie legte ihrer Tochter die Hände auf die Schultern und sah ihr forschend ins Gesicht. „Käthe, warum bist du nur wieder so unfreundlich gegen die gute Majorin?"

„Weil sie mich nicht mit ihrem langweiligen Sohn in Frieden läßt!" erwiderte Käthe unartig.

Die Doktorin schüttelte den Kopf.

„So laß sie doch — für die Pläne der Mutter kann der Sohn nichts — und außerdem — Käthe, wäre es denn nicht sehr hübsch, wenn etwas daraus würde? Eine andere Neigung hast du nicht —“

Käthe mochte wohl an der Tischdecke gezupft haben, denn der Schlüsselkorb fiel zur Erde, und sie mußte die Schlüssel aufheben, wozu sie eine ganze Weile brauchte und sehr rot wieder zum Vorschein kam — vom Bücken jedenfalls!

„Und der junge Scharff soll ein vortrefflicher, höchst gescheiter Mann sein,“ fuhr die Mutter fort, „thu mir wenigstens den Gefallen, dich nicht von vornherein gegen ihn einzunehmen! Seine Briefe haben dir ja immer so gut gefallen!“

Käthe schwieg hartnäckig.

„Da klingelt es,“ unterbrach sich die Mutter, „hier, Käthe, ich habe mir alles notiert, was die Majorin sich zu heute abend leihen will — gieb es einmal heraus!“

Käthe nahm mit einem ironischen „weiter nichts?“ das Verzeichnis in Empfang und ging hinaus, eben, als der Vater zur andern Thür hereintrat.

„Er kommt wieder nicht!“ ſagte er reſigniert, „ich werde jetzt ausgehen! Hausbeſitzer ſein iſt ſchon ein Vergnügen.“

„Ja, ja, er kommt,“ beſchwichtigte ſeine Frau, „eben klingelt es — da iſt er!“

Richtig — ſo verhielt es ſich! Herr Baron von Rabeneck erſchien mit einer tadelloſen Verbeugung auf der Schwelle. Er war ein mittelgroßer, ſchlanker Mann, mit ſehr vorſichtig friſiertem, dunkelblondem Scheitel, mit kurzſichtigen Augen, die er ſtets etwas einkniff, mit einem parfümierten Taſchentuch und einem kornblumenblauen Schlips.

„Ganz ergebenſten guten Tag, meine Herrſchaften,“ ſagte er eintretend, „Sie ſind beim Kaffee? Laſſen Sie ſich nicht ſtören! Trinken Sie immer hier Kaffee?“

„Ja,“ ſagte der Hausherr etwas kurz. Seine Frau, der die Fragepaſſion des Barons und die kurze Geduld ihres Mannes ſchon bekannt war,

wollte mit einer Gegenfrage dazwischen kommen, aber der Baron ließ sich nicht so leicht beirren. „Ich trinke auch Kaffee," fuhr er fort, „sehr gesundes Getränk? Was? Trinken Sie auch Kaffee, Frau Doktorin?"

„Ja," sagte der Doktor gereizt, „meine Frau trinkt Kaffee — meine Tochter auch, meine ganze Familie trinkt Kaffee!"

Die Hausfrau mischte sich ins Gespräch. „Sie wollten unser leeres Quartier sehen, Herr Baron?"

„Ja," erwiderte der Neuangekommene behaglich, „ich sah heute bei meinem Morgenspaziergang, den ich immer durch diese Straße mache — hübsche Straße, was? — daß hier ein Mietszettel hängt — wollte doch 'mal nachfragen. Erster Stock, was?"

„Nein — zweiter Stock — vier Zimmer mit Balkon," gab der Doktor zurück.

„O — charmant — vier Zimmer? Balkon? Ganz mein Fall! Alles Vorderzimmer? Küche? Gesund? Hoch? Still?"

„Wie wäre es," schlug die Hausfrau vor, „wenn Sie mit mir einmal hinaufgingen, Herr Baron, und die Wohnung in Augenschein nähmen?

Ich hole mir nur ein Tuch und bin gleich wieder da!"

„Bitte, bitte," erwiderte der Baron verbindlich und ging Käthe entgegen, die eben wieder hereintrat und am Fenſter mit einer Arbeit Platz nahm.

Sie lud den Gaſt durch eine ſchweigende Handbewegung ein, ſich niederzulaſſen. Käthe war ſehr wortkarg, wenn ihr jemand nicht gefiel.

Der Baron in ſeiner Frageſeligkeit empfand die Pauſe ſchmerzlich und wandte ſich an das junge Mädchen.

„Sie ſticken, mein Fräulein? Weiß?"

Käthe hielt ihm ihre Arbeit hin.

„Ja, Herr Baron! Intereſſieren Sie ſich für dergleichen?"

Der Baron huſtete zierlich.

„Ich intereſſiere mich für alles, mein Fräulein! Schon meine ſelige Mama ſagte immer: Chlodwig, du intereſſierſt dich für alles! Ich heiße nämlich Chlodwig! Hübſcher Name, was? Der fünfte Chlodwig in unſerer Familie — mein Papa hieß auch Chlodwig! Wie heißt Ihr Papa?"

„Friedrich," erwiderte Käthe, die mit Mühe ein Lächeln unterdrückte.

„Friedrich — so so — und Ihre Frau Mama?“

„Fragen Sie sie selbst,“ sagte der Doktor ungeduldig, „da kommt sie.“

Als die Hausfrau mit dem Baron verschwunden war, sagte der Doktor zu Käthe: „Wenn dieser Fragekasten die Wohnung mietet, zünde ich das Haus an allen vier Ecken an. Der fragt einen tot.“

Käthe lachte. „Laß ihn doch, Papa! Du brauchst ja nicht mit ihm umzugehen. Vielleicht spielt er Whist, da kann er sich mit Scharffs befreunden, die er ohnehin schon kennt. Weißt du denn, daß sie heute eine Gesellschaft geben?“

„So?“ brummte der Doktor, „was haben sie sich denn schon geborgt?“

„Vorläufig unsere Teller, unsere Lampen, unsere Köchin und unsere Familie,“ erwiderte Käthe spöttisch, „wir werden uns also wohl recht heimisch fühlen.“ —

Der Baron und die Doktorin kamen nach geraumer Zeit wieder, und der erstere war entzückt von dem Quartier.

„Wenn es Ihnen recht ist, Herr Doktor,“ sagte er, „so können wir gleich Kontrakt machen — liebe schnelle Entschlüsse — Sie auch, — was?“

„Gewiß!“ sagte der Doktor höflich — die Aussicht, einen Mieter zu bekommen, goß Öl auf die Wogen seines Zornes. Die beiden Herren nahmen an einem Seitentischchen Platz, um über den Kontrakt einig zu werden.

Kaum hatte der Doktor den ersten Paragraphen vorgelesen, als die Thüre aufging und eine Dame erschien. Sie war nicht mehr ganz jung, aber auch durchaus nicht alt — so hübsch in der Mitte. Ganz jung waren ihre Toilette, ihre Haartracht und ihr Wesen! Sie flog wie eine Elfe ins Zimmer und umarmte Käthe mit kindlichem Ungestüm.

Das war Fräulein Leontine von Faldern, die mit ihrer Großmama, der verwitweten Generalin, die Hälfte des zweiten Stockes im Hause bewohnte. Der Baron hatte sie kaum erblickt, als er aufstand und auf sie zutrat.

Der Doktor, im Ausfertigen seines Mietskontraktes unterbrochen, kreuzte die Arme, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sagte düster: „nett!“

„Mein gnädiges Fräulein,“ begann der Baron, „ich bin entzückt, Sie zu begrüßen! Wie ist Ihnen die Stumme von Portici bekommen?“

„O ausgezeichnet!“ erwiderte Leontine, „es war eine allerliebste Aufführung! Ich war mit Schraffenaus da — Will ist jetzt bei ihnen zum Besuch — Sie wissen ja — Will Schraffenau, der bei den zweiten Kürassieren stand! Will kann zu amüsant sein, nicht?“

„O ja, meine Gnädigste,“ erwiderte der Baron, „aber nichts gegen Lu! Sie erinnern sich doch? Lu Schraffenau, der die zweite Sandrowsky — Peppi Sandrowsky — zur Frau hat? Sie kennen sie doch? Graziös, was?“

„Na!“ brummte der Doktor vor sich hin, „bis die beiden jetzt den Grafenkalender durchgearbeitet haben, kann mein Mietskontrakt schwarz werden!“

„Denken Sie nur, meine Gnädigste, ich bin im Begriff, Ihr Hausgenosse zu werden! Charmant, was?“

„Ach, wie reizend! Das muß ich Großmama erzählen!“ rief Leontine entzückt.

„Ja, dann lassen Sie aber den Herrn Baron erst hier zu Ende kommen,“ sagte der Doktor und schob sein Tischchen in die andere Ecke des Zimmers — dort konnte er hoffen, ungestört zu

bleiben. „Bitte, Herr Baron! — der Mieter verpflichtet sich —“

Während die beiden sich wieder in den Kontrakt vertieften, plauderten die Mädchen in der Fensternische.

„Käthchen, ich komme nur, um Sie etwas zu fragen — ist heute großer Zauber bei Scharffs? Ich dachte schon, der Sohn wäre gekommen, den ich von früher her kenne — wissen Sie, er war Adjutant bei meinem Vetter Storrwitz, und meine Cousine neckte mich immer entsetzlich mit ihm — ist er gekommen?“

„Nein, er wird erst erwartet,“ erwiderte Käthe, „ich weiß auch nicht, warum sie heute plötzlich eine Fête geben.“

„Nun ja—aber die Frage ist, was zieht man an? Rabeneck ist auch da, ich habe die Scharff gefragt.“

Die beiden erörterten die Toilettenfrage, und Leontine hüpfte endlich ab.

Inzwischen wurde es so dunkel, daß der Doktor zu seinem Mietskontrakte nach der Lampe rief. Das Mädchen erschien, brachte aber nur einen Armleuchter mit einem Licht.

„Die Lampe!“ donnerte der Hausherr.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor — unsere Lampen sind alle oben beim Herrn Major — die Kinder arbeiten auch bei Licht.“

„Darauf machen Sie sich gefaßt,“ sagte der Doktor, kochend vor Wut, „wenn Sie hier ins Haus ziehen, wird Ihnen von Majors alles abgeborgt, was Sie haben und nicht haben!“

„Aber Papa!“ rief Käthe vorwurfsvoll und verlegen.

„Ich bitte Sie,“ rief der Baron ängstlich, „das ist ja sehr unangenehm! Alles verborgen? Muß man das?“

„Das frage ich mich schon seit zwei Jahren!“ grollte der Doktor, „denn so lange wohnen sie hier, und was sie sich alles borgen, spottet jeder Beschreibung. Ich wollte nur, sie ließen einmal auf einen halben Tag um mich bitten, da wollte ich es ihnen schon abgewöhnen! Aber weiter: die Wäsche muß in dem dazu bestimmten Waschhaus —“

„Eine Empfehlung von der Frau Majorin, und ob sie die silbernen Armleuchter bekommen kann?“ sagte das Dienstmädchen und griff bereits nach dem fraglichen Gegenstand.

„Sie sind wohl verrückt?“ schrie der Hausherr in verzeihlichem Ingrimm, „sollen wir hier im Dunkeln sitzen?“

„Mein Gott, ist es denn schon so spät?“ sagte der Baron und sah nach der Uhr; „wahrhaftig — halb sieben! Pardon, Herr Doktor, aber ich muß an meine Toilette gehen — wir sehen uns ja wohl heute abend beim Herrn Major? Ich komme dann morgen in aller Frühe, und wir beenden das Mietsgeschäft, was? Wann stehen Sie auf? Um Sieben? Acht? Neun?“

Der gänzlich resignierte Doktor pfiff statt aller Antwort einen Walzer — das Symptom des letzten Verzweiflungsstadiums, als er seinen Gast zur Thür geleitete.

„Nun borgen sie sich auch schon die Mieter!“ sagte er vor sich hin, als er hinausging.

Käthe blieb allein. Die Dunkelheit, die sanft und leise zum Fenster hinein schlich, kam ihr eben recht. Sie dachte so still vor sich hin — die Phan-

tasie ist ein Nachtfalter, der seine Schwingen am liebsten in der Dämmerstunde ausbreitet. Warum war ihr noch nie so bange vor der Zukunft gewesen als heute — warum noch nie der Gedanke an die von den Ihrigen sehnlichst gewünschte Heirat mit dem Hauptmann Scharff so schrecklich erschienen? Ach, die Träume von den kommenden Tagen hatten seit ihrer Reise eine bestimmte Gestalt angenommen — zum erstenmal! Käthes Herz war bisher ein unbeschriebenes Blatt — noch nie hatte eine Begegnung ihre Einbildungskraft, viel weniger ihr Gefühl zu erregen vermocht — aber es war ihr auch noch nie jemand mit so liebenswürdiger Ironie, mit so gutmütig überlegenem Ernst entgegen getreten, als der Fremde, dem sie sich doch wie ein unartiges Kind gezeigt! Sein festes, kluges Gesicht mit dem humoristischen Lächeln, seine tiefe, freundliche Stimme gaben ihr das Gefühl einer Sicherheit und Zuversicht, wie sie es nie zuvor gekannt hatte. Doch was half das alles! Sie kannte seinen Namen nicht — er nicht den ihren — sie würden sich wahrscheinlich nie wiedersehen! Und mit einem tiefen Seufzer stand sie auf und ging in ihr Zimmer, um sich anzukleiden.

Inzwischen herrschte bei der Majorsfamilie schon einige Aufregung. Die Frau des Hauses wanderte in den menschenleeren Räumen umher, die bereits im festlichen Lichterglanz erstrahlten, rückte hier und da an den Stühlen und stand dann wieder überlegend still, ob noch etwas fehle, wonach man zu Doktors schicken könnte.

Da öffnete sich die Thür, und ein großer, blonder Mann trat ins Zimmer.

Die Majorin wandte sich um.

„Nun, Mamachen," sagte der Eintretende freundlich, „du hast noch zu thun? Ich hoffte eben auf eine gemütliche halbe Stunde mit dir, ehe die Gäste kommen."

„Ich bin fertig," sagte die Mutter und trat vor den Stuhl, in den sich ihr Sohn niederließ. Sie legte ihm die Hände auf beide Schultern und sah ihm zärtlich ins Gesicht.

„Mein alter Junge — wie du wieder verbrannt bist!"

„Im Winter, Mama? Nein, das ist wohl meine natürliche Farbe, du mußt dich schon daran gewöhnen."

„Und du warst ein so weißes Kind!" sagte

die Mutter lächelnd. „Jetzt ſage mir aber einmal, Kurt — iſt es dir eigentlich recht, daß ich heute abend unſere Hausgenoſſen eingeladen habe? Du machteſt mir bei der Ankündigung ein ſo beſonderes Geſicht.“

„Nun, offen geſagt, wäre ich eben ſo gern mit Euch allein geweſen, Mutterchen — aber wir ſind ja, ſo Gott will, noch viele Abende zuſammen. — Wer kommt denn heute?“

„Alſo,“ begann die Majorin, „da iſt erſtens die Generalin Faldern mit ihrer Enkeltochter Leontine —“

„Was?“ unterbrach der Hauptmann lebhaft, „Tine Faldern iſt hier?“

„Kennſt du ſie?“

„Wie ſollte ich nicht! — Als ich bei Storr-

witz Adjutant war, hielt ſie ſich ja einen ganzen Winter dort auf! Sie hieß damals immer die Tochter des Regiments, weil ſie ſo genau in der Rangliſte Beſcheid wußte. Übrigens ein hübſches, amüſantes Mädchen — es iſt mir ganz lieb, ſie einmal zu treffen, wir haben eine Menge gemeinſamer Beziehungen."

Die Majorin ſah etwas mißvergnügt aus, ſagte aber nichts.

„Dann," fuhr ſie fort, „von Hausgenoſſen heißt das, kommt noch unſer Wirt — der Doktor Lang mit Frau und Tochter — "

„Ach — die berühmte Käthe! Ich kenne dich, Mama! Hätte ich mir's nicht denken können, daß du wieder einen Heiratsplan wie einen Laſſo bereit hältſt, um ihn mir Unglücklichen über den Kopf zu werfen? Aber gieb dir keine Mühe, Mama — es wird nichts!"

„Sei doch nicht ſo abſprechend," bat die Mutter, „du haſt Käthe noch gar nicht geſehen — ich ſage dir, ſie iſt allerliebſt! Hübſch, ſehr gut erzogen und ſehr geſcheit — ſie würde ausgezeichnet für dich paſſen!"

„Kann ſein, Mama! Aber ich will dir etwas ſagen — ich werde wohl überhaupt nicht heiraten.

Sieh," fuhr er lebhaft fort, als die Mutter eine Bewegung des Unmuts machte, „ich bin — nenne es phantastisch, unpraktisch, kurz, was du willst — aber ich bin entschlossen, mich nur zu binden, wenn ich ein Mädchen finde, von der ich sage: ‚Die oder keine!' Und solche Dinge kommen vor! — Ich sage dir, sie kommen vor! Lache mich nicht aus, Mutter — aber ich habe ein Mädchen gesehen, das mir gefällt, und wenn ich die wiedersehe, und sie will mich — dann sollst du am längsten auf eine Schwiegertochter gewartet haben. Frage mich aber nicht weiter — ich bin auf der Suche — das laß dir genug sein. Und verschone mich mit deiner Käthe — ich mag sie nicht!"

„Guten Abend, Frau Majorin," sagte in diesem Augenblick die Generalin Faldern, die in taubengrauer Seide ins Zimmer rauschte, von der rosafarbenen Leontine gefolgt. „Sie waren so freundlich, uns zu erlauben — ah, das ist wohl Ihr Herr Sohn?"

„Ja, er ist gestern angekommen," sagte die glückstrahlende Mutter, ihn den Damen vorstellend, „er hat mich überrascht! Es ist doch einzig von ihm; aber er war von jeher ein so guter Junge!"

Wenn diese öffentliche Liebeserklärung dem Hauptmann peinlich war, so ließ er es durch keine Miene merken — er lächelte sehr freundlich und wandte sich an Fräulein Leontine, die ihm als altem Bekannten vergnügt die Hand hinstreckte.

„Herr Hauptmann — das ist aber eine Überraschung, die Ihrer Frau Mutter vollständig gelungen ist! Allerliebst, das muß wahr sein! Und nun erzählen Sie mir von W .... — was machen die dritten Husaren? Und wo stehen jetzt die Vierundzwanziger? Hat Trotha wirklich einen so großen Pas gemacht und muß Schulten den Abschied nehmen? Ach, es waren doch schöne Zeiten!"

„Ihre Teilnahme für meine Kameraden rührt mich aufs tiefste, mein gnädigstes Fräulein," erwiderte der Hauptmann ernsthaft, „ich kann Sie versichern, daß die dritten Husaren sich sehr wohl befinden, und daß die Vierundzwanziger sich ohne Ausnahme Ihnen durch mich zu Füßen gelegt hätten, wenn sie hätten ahnen können, daß ich so glücklich sein würde, Sie zu sehen."

„Ach, Sie spotten wieder," schmollte Leontine, „aber ohne Scherz — erzählen Sie mir ein bißchen!

Hat mein Vetter Storrwitz sich ein neues Pferd gekauft? Der Braune von damals war doch ein süßes Tier — er ist mir noch manchmal im Traum erschienen!"

„Glücklicher Brauner!" sagte der Hauptmann — und begann nun wirklich zu erzählen. Leontine hörte fächerschlagend zu, und die Unterhaltung war so lebhaft, daß der eintretende Gastgeber kaum seine Begrüßung dazwischenschieben konnte. Er sah mit seinem Orden im Knopfloch und mit seinem grauen Haar wirklich recht stattlich aus und machte ganz zeitgemäße Konversation mit der Generalin — freilich sagte er meist nur: „nun eben", eine Wendung, die er vorzugsweise gern gebrauchte, und mit der man merkwürdig weit kommt, wenn man sich erst einmal darauf eingerichtet hat.

Inzwischen fanden sich die Gäste nach und nach ein — schon klingelte es wieder.

„Das sind gewiß Langs," rief Leontine, „ich muß Käthe entgegengehen," und damit flog sie hinaus.

Der Hauptmann sah ihr etwas verwundert nach und wandte sich dann, um den Baron Rabeneck zu begrüßen, der eben erschien.

„Entzückt — entzückt, Herr Hauptmann, Sie

kennen zu lernen," begann der Baron schmelzend, „Sie stehen bei einem B.schen Regiment?"

„Jawohl, Herr Baron — schon seit zwei Jahren," erwiderte der Hauptmann.

„Und vorher?"

„Bei den 15ern!"

„Kamen Sie dort gleich aus dem Korps hin? Wo stehen die 15er?"

„In W . . .", sagte der Hauptmann etwas verwundert.

„Ist das eine hübsche Stadt? Ja? Ich war auch Offizier — bei den —ten Dragonern — reizende Uniform, was?"

„Allerliebst!" sagte der Angeredete, über dessen Gesicht ein immer vergnügteres Lächeln flog. „Sie sind pensioniert, Herr Baron?"

„Ja — ich sehe Ihnen wohl noch zu jung aus — was?"

Während der Hauptmann in diesem Kreuz- und Querfeuer von Fragen stand, in dem ihm nach und nach heißer wurde, als im Kugelregen, hatte Leontine auf dem Flur die Langsche Familie in Empfang genommen und Käthe sofort zugeflüstert: „der Sohn ist da!"

Käthe zog die Augenbrauen zusammen: „Wie albern — warum hat uns die Majorin das nicht gesagt?“

„Sie wollte Sie wohl überraschen,“ fuhr Leontine eifrig fort, „aber Käthe, Sie brauchen kein so verzweifeltes Gesicht zu machen — er scheint kein Spießgeselle bei der Verschwörung seiner und Ihrer Mutter zu sein — eben als wir kamen, sagte er zur Majorin, „verschone mich mit deiner Käthe — die Art Mädchen ist nichts für mich!“

Das hatte zwar der Hauptmann nicht gesagt — aber darauf kam es Leontine nicht an. Käthe, ohne sich klar zu werden, daß diese Äußerung schon dadurch sehr unwahrscheinlich wurde, da der Hauptmann sie nie gesehen hatte, richtete sich hoch auf — das stolze, jugendliche Blut schoß ihr bis in die Stirn — „nun, dann stimmen ja unsere Ansichten über einander auf ein Haar“ — sagte sie — warf den kleinen Mund verächtlich auf und folgte ihren Eltern in den Saal. Käthe sah heute abend sehr hübsch aus. Ein einfaches, weißes Kleid ließ ihre jugendliche Gestalt zum Vorteil erscheinen, und ein Strauß von Fräulein Sabinens roten Nelken hing an ihrem Gürtel.

Die Majorin eilte den Hausgenossen entgegen und begrüßte sie aufs lebhafteste.

„Guten Abend, Herr Doktor — nein, das ist reizend, daß Sie gekommen sind, Frau Doktorin — und hier auch meine kleine Überraschung — sie ist freilich ein wenig groß ausgefallen — mein Sohn!"

Käthe blickte auf — und plötzlich drehte es sich vor ihren Augen wie ein feuriges Rad. Der große, blonde Mann, der sich eben mit einem ernsten, wiedererkennenden Lächeln vor ihr verbeugte, war ja ihr Reisegefährte — so mußte es enden! Er hatte sie also erkannt — er hatte auf der Tour hierher sondieren wollen, wie die Käthe sei, von der seine Mutter ihm wohl schon eben so oft erzählt hatte, wie dieser selben Käthe von ihm — und was war das Resultat seiner Beobachtungen? — „Verschone mich mit deiner Käthe — die Art Mädchen ist nichts für mich!"

Alles dieses dachte sie blitzschnell in einem einzigen Augenblicke, und ehe der Hauptmann Zeit gehabt hatte, ein Wort an sie zu richten, neigte sie den Kopf ein ganz klein wenig und wandte sich ab. „Guten Abend, Herr Baron," sagte sie mit fieberhafter Lebendigkeit, „also Sie sind doch noch

rechtzeitig mit Ihrer Toilette fertig geworden? Das freut mich."

Der Baron eröffnete sofort ein Kreuzfeuer von Fragen über die roten Nelken, und daran anknüpfend über Fräulein Sabine — Käthe war gerettet. Denn der Hauptmann, der ihr finsteres Gesicht wohl mußte verstanden haben, trat ruhig zurück und sprach weiter mit Leontinen, die noch das curriculum vitae eines Pferdes von ihm verlangte, das er einst besessen hatte, und dessen weitere Schicksale sie mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit durch sechs Regimenter verfolgte.

Die älteren Herrschaften gruppierten sich indes um den runden Sofatisch, es war noch eine Familie hinzugekommen, die eines Regierungsrates a. D. — in unserem Städtchen waren die meisten Leute a. D. — vielleicht den Bäcker und den Fleischer ausgenommen — und der letzte Gast war ein Justizrat, der noch von Zeit zu Zeit verfehlte Versuche machte, eine Frau zu bekommen, und nach jedem Versuch sich auf ein Jahr wieder von der Gesellschaft zurückzog, so daß er durchschnittlich nur den dritten Winter in der Welt glänzte.

Die Generalin, deren Enkeltochter in bestän-

digem tête-à-tête mit dem hoffnungsvollen Hauptmann war, stieg von ihrer unnahbaren Höhe herab und war ganz liebenswürdig — gewöhnlich sprach sie kein Wort. „Wie das junge Völkchen heiter ist!“ bemerkte sie zum fünftenmal, als sie ihre Lorgnette von den Augen ließ.

Die Majorin nickte etwas bittersüß — Käthe saß mit dem Justizrat und dem Baron zusammen, sie war blaß und ziemlich schweigsam, und der Hauptmann machte auch nicht den leisesten Versuch, sich ihr zu nähern.

Die Doktorin hatte im stillen auch schon ihre Beobachtungen angestellt und sich geärgert — aber erstens konnte ihre Käthe ja nicht die Initiative ergreifen, und sodann mußte sie bei der Lage der Dinge doch thun, als ob ihr gar nichts an einer Annäherung der beiden läge. So that sie denn sehr unbefangen, und wenn die Majorin sie verstohlen am Kleide zupfte und betrübte Seitenblicke nach der Gruppe der jungen Leute warf, dann lächelte sie so harmlos, als freue sie sich mit der Generalin, daß „das junge Völkchen so heiter sei.“ Ihr Mann umschlich die Plaudernden wie ein beuteluſtiger Tiger — immer den

Baron im Auge, der ja sein präsumtiver Mieter war. Durch die unerhörtesten Anstrengungen gelang es ihm auch wirklich, die Aufmerksamkeit des Betreffenden zu erregen — der Baron wandte sich um.

„Spielen Sie Whist, Herr Doktor?"

„Sehr gern!" erwiderte der Angeredete eifrig — erstens langweilte er sich, und dann wollte er den Baron wegen der Wohnung ausforschen.

„Nettes Spiel — was? Ich spiele leider nicht — kein Kartenspiel — fehlt mir jedes Talent dafür. Sonst habe ich viele Talente — meine selige Mama sagte schon immer „Chlodwig, du bist sehr talentvoll" — aber Karten —"

„Dummkopf," murmelte der Doktor in sich hinein.

In diesem Augenblick klopfte ihm der Major auf die Schulter, „machen wir heute keine Partie?"

Der Doktor war bereit, der Justizrat, der inzwischen schon im stillen überlegt hatte, ob er vielleicht um Leontine anhalten sollte — sie war ziemlich die einzige in der Stadt, bei der er sein Heil noch nicht versucht hatte, wurde als dritter zum Whist angeworben, und die drei Herren setzten

sich an den Spieltisch, der in dem Zimmer aufgestellt war, wo die Jugend saß.

Bei dieser — der Jugend — herrschten indes die verschiedensten Empfindungen. Käthe, die dem Baron zum Opfer gefallen war, antwortete auf seine zahllosen Fragen immer aufs Geratewohl mit „ja" und „nein" — nur wenn die Augen des Hauptmanns zu ihr hinüber flogen, nahm sie einen Schein von Lebhaftigkeit an und wurde gesprächiger.

Leontine, an der anderen Seite des Tisches, ließ alle Minen springen. Sie erinnerte sich an jeden einzelnen Ball aus der Saison, die sie mit dem Hauptmann erlebt hatte, mit überraschender Genauigkeit, und „wissen Sie noch?" war immer der Refrain jedes dritten Satzes.

Der Hauptmann wußte aber gar nichts — er wurde immer zerstreuter, und als Leontine ihn nach einem Rittmeister zu fragen begann, der seiner Zeit zu den Husaren kommandiert war, bot sich ihm ein Ausweg.

„Herr Baron," rief er hinüber, „stand Straten nicht bei den —ten Dragonern? Den müssen Sie ja gekannt haben! Fräulein von Faldern erkundigt sich nach ihm!"

Leontine, an der anderen Seite des Tisches, ließ alle Minen springen.

„Straten? Versteht sich!“ erwiderte der Baron aufstehend, „sehr gut gekannt, haben zwei Jahr bei einer Schwadron gestanden — netter Mensch, was?“

„Jawohl!“ erwiderte der Hauptmann, ebenfalls aufstehend, „hier — erzählen Sie einmal von ihm — changeons!“ Und damit überließ er seinen Platz neben Leontinen dem Baron und begann, sich Käthe zu nähern.

Kaum hatte Käthe seine Absicht bemerkt, als sie sich erhob, und an den nächsten, mit Albums bedeckten Tisch tretend, sich in die Besichtigung derselben vertiefte.

Der Hauptmann folgte ihr und ergriff ebenfalls ein Buch.

„Das kann ich auch,“ bemerkte er halblaut.

Käthe schien mit Blindheit und Taubheit geschlagen.

„Was habe ich denn hier?“ fuhr der Hauptmann gemütlich fort und blätterte in dem Buch, „ah — Gedichte — eine ganze Sammlung — darf ich Ihnen etwas vorlesen?“

„Ich danke,“ erwiderte Käthe kurz, „ich sehe mir Bilder an!“

„Schön,“ erwiderte ihr Gegner ernsthaft,

„dann werde ich mir selbst vorlesen — ich liebe die Lyrik ungemein — ah hier — das ruft mir ein Erlebnis zurück, „das Dampfroß schnaubt entlang der Halde“ — sehr nett! Wer weiß, was wir noch von dem Dampfroß zu hören bekommen. — sollte das nicht in Station Siegersdorf halten? Ich muß mich einmal überzeugen!“

„Ich will das Gedicht nicht hören!“ sagte Käthe.

„Ich bitte sehr, mein gnädiges Fräulein — ich lese mir vor! —“ Er blätterte weiter.

„Hier — ein anderes! „Als ich zum erstenmal dich sah, verstummten meine Worte.“ Stimmt! Also ist es schon mehr Leuten so gegangen. Der hat am Ende auch mit dem Dampfroß zu thun gehabt!“

Käthe, die sich inzwischen gesetzt hatte, stützte den Kopf in die Hand und las, als sollte sie zu morgen eine Aufgabe lernen.

„Hier ist ja noch ein sehr schönes Gedicht,“ sagte der Hauptmann, „immer schmollen, immer grollen, für ein' Ros' wär's zu viel Dorn!“ Und nun lassen Sie uns zur Prosa übergehen,“ fuhr er plötzlich ernsthaft fort und nahm neben Käthe Platz, „bitte, sehen Sie ruhig weiter in Ihr Buch

— ich werde ein gleiches thun — und nun," er senkte die Stimme — „warum sind Sie eigentlich böse auf mich?"

„Woraus schließen Sie, daß ich böse bin?" fragte Käthe etwas unsicher.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, wenn das bei Ihnen gut heißt, dann möchte ich Sie allerdings einmal sehen, wenn Sie böse sind! Ich bin zwar nicht an übertrieben freundliche Behandlung von Ihnen gewöhnt — denken Sie nur an Station —"

„Lassen Sie doch endlich die alte Geschichte ruhen!" rief Käthe und errötete tief.

„Sie ist noch gar nicht alt, noch nicht sechsunddreißig Stunden — aber ich will sie begraben — klaftertief — wenn Sie mir Rede und Antwort stehen. Wollen Sie das? Sonst wird die Geschichte, die alte Geschichte, wie Sie sie ungerechterweise nennen, als Gespenst so lange vor Ihnen auftauchen —"

„Hören Sie auf," unterbrach ihn Käthe, wider Willen lachend, „was soll ich denn antworten?"

„Das will ich Ihnen gleich sagen — also, was habe ich Ihnen zu Leide gethan?"

„Ist hier bei diesen Bildern eine Ansicht von

der Grafschaft T...?" fragte in diesem Augenblick der Baron, sich dem Tisch nähernd, „ich wollte Fräulein von Faldern einen Begriff von der Gegend geben, wo mein Gut liegt. Sie kennen die Grafschaft? Hübsche Gegend, was?"

„Reizend!" sagte der Hauptmann, und nahm einen dicken Band Landschaftsbilder vom Tisch, „hier, Herr Baron, in diesem Buche ist ein sehr hübscher Stich, der gerade die Gegend vorstellt, die Sie zu sehen wünschen. Wollen Sie sich überzeugen?"

Der Baron ging mit dem Buche ab.

„Natürlich wird er die Grafschaft nie finden," bemerkte Hauptmann Scharff, „ich habe ihm einen Band Ansichten von Spanien gegeben, da mag er suchen! Doch zurück zu unserem Gespräch — was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Warum sind Sie böse?"

Käthe nahm sich gewaltig zusammen und begann sehr tapfer: „Ich bin böse, weil — nun ja, weil ich es sehr häßlich finde, daß Sie mich unterwegs ausforschen und kennen lernen und mir nicht sagen, wer Sie sind."

Die Majorin hatte unterdessen durch die geöffnete Thür schon ein paar sehr befriedigte Blicke

nach dem Paar gethan, und als ſie ſah, daß Leontine im Begriff ſtand, ſich dem vielverſprechenden Tiſche zu nähern, eilte ſie wie ein Stoßvogel herbei.

„Fräulein Leontine, ſingen Sie uns ein Lied? Wir ſind ja immer ganz Ohr, wenn Sie am Flügel ſitzen — bitte, bitte!“

„Ach ja, mein gnädiges Fräulein,“ ſtimmte der Baron ein. „Sie ſingen? Bitte tragen Sie uns etwas vor — ein Chanson — eine Ballade, — was? Ich liebe die Muſik leidenſchaftlich — reizende Kunſt, was?“

Leontine willigte mit etwas gezwungenem Lächeln ein — ob der Gedanke, daß ein Baron in der Hand ſicherer ſei, als ein Hauptmann auf dem Dache, ihren Entſchluß beeinflußte, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen. Sie verſchwand, von dem Baron gefolgt, im Nebenzimmer, und bald klang ihre ſehr hübſche Stimme wohlthuend durch die Räume.

Der Hauptmann und Käthe blieben nun ungeſtört, denn die Herren am Spieltiſch waren ganz in ihre Karten vertieft, und der jeweilige Ruf „zwei Trick — deux honneurs“ — vermochte eine

leiſe geführte Unterhaltung nicht zu beeinträchtigen. Als das Feld rein war, begann der Hauptmann von neuem. „Ich verſtehe Sie gar nicht, mein Fräulein! Ich hätte Sie ausgeforſcht? Wo denn? Unterwegs?“

Käthe nickte.

„Aber Sie ſind ja wirklich höchſt ungerecht,“ rief der Hauptmann ungeduldig, „woher ſollte ich denn in der Eiſenbahn wiſſen, daß Sie und die viel beſchriebene Käthe ein und dieſelbe ſind! Nun ſagen Sie einmal ſelbſt, daß ich es nicht wiſſen konnte!“

„Ja ja!“ gab Käthe zögernd zu.

„Nun gut — alſo darin bin ich gerechtfertigt! Aber ſelbſt, wenn ich Sie gekannt hätte —

ich gestehe Ihnen offen, daß ich auch dann noch kein Verbrechen begangen zu haben glaube! Es steckt wohl noch etwas anderes dahinter! Nicht wahr?" drängte er, als sie schwieg und tief errötend zu Boden blickte.

„Aber in aller Welt, so geben Sie mir doch wenigstens die Möglichkeit, mich zu verteidigen," rief er fast heftig, „mein gnädiges Fräulein — Fräulein Käthe — wir waren doch so gute Freunde unterwegs — waren wir das nicht? Sehen Sie — Sie nicken ja! Nun seien Sie einmal recht vernünftig und sagen Sie mir, was ich Ihnen gethan habe!"

„Was haben Sie denn zu Ihrer Mutter gesagt, ehe ich kam?" fragte Käthe trotzig und blickte auf.

Er sah sie erst zweifelhaft an, dann lachte er — aber etwas verlegen. „Ich kann mir denken, wer Sie instruiert hat! Soll ich Ihnen das Gespräch erzählen?" fragte er in sonderbar weichem Ton und bückte sich, um ihr in die Augen zu sehen. „Ja oder nein?"

„Ja!" sagte sie hastig und leise — ihr Herz fing an, heftig zu klopfen.

„Nun denn — ich sagte meiner Mutter, daß

ich nicht Lust hätte, hier irgend ein junges Mädchen kennen zu lernen — heiße sie Käthe oder sonst wie — weil — nein, sehen Sie mich einmal an, Fräulein Käthe — weil ich mich unterwegs in der Eisenbahn wie ein Student verliebt hätte — in eine Unbekannte — und wenn nun ein freundlicher, lieber, guter Zufall es so gefügt hat, daß diese Unbekannte diejenige ist, die meine Mutter — Gott segne meine Mutter — schon lange für mich ausgesucht hat —"

Ein blendend heller Lichtstrahl fiel in die Stube. „Es ist angerichtet!" rief der Lohndiener mit Stentorstimme.

Der Flügel wurde zugeklappt, Stühle gerückt, die Whistspielenden warfen die Karten zusammen — man ging zum Abendessen.

Käthe war bei dem Eintreten des Lohndieners schnell wie der Blitz vom Sofa fort und zu den Herren am Spieltisch geeilt. Dafür hatte sie nun ihre Strafe! Der Justizrat reichte ihr den Arm, um sie zum Souper zu führen.

Die Anordnung der Plätze bot noch einige Schwierigkeiten — die Majorin hatte aus Versehen für zwei Personen zu wenig decken lassen,

und diese beiden Übriggebliebenen standen nun ziemlich verlegen hinter den besetzten Stühlen der anderen.

Während noch schnell nach den fehlenden Tellern, Messern und Gabeln zu Doktors hinaufgeschickt wurde, kroch der Major unter allen Sofas und Schränken umher, um die Tischzettel zu suchen, deren einige ihm verloren gegangen waren. Bei der etwas genialen Hausordnung konnte es geschehen, daß er von seiner Entdeckungstour bestaubt, wie alter Ungarwein, zurückkam und nicht einmal fand, was er suchte.

Der Hauptmann hatte es nicht mehr möglich machen können, sich Käthe zu nähern, die schon seit zehn Minuten wartend Arm in Arm mit dem Justizrat stand — eine Situation, die zu den allerpeinlichsten gehört, und die die wenigsten Leute den Verstand haben, dadurch zu koupieren, daß sie die Dame bis zum geeigneten Moment loslassen.

So fiel denn dem Hauptmann Leontine zu, an deren anderer Seite der Baron Platz nahm. Käthe saß schräg gegenüber; sie sprach kaum ein Wort und sah nicht in die Höhe, so sehr der Hauptmann sich bemühte, einen Blick von ihr aufzufangen.

Leontine bemerkte ſein Beſtreben wohl — ſie gab ihn auf! Als kriegsgewandte, junge Dame änderte ſie ihre Taktik ſofort und ſchwenkte blitzſchnell zu dem Baron hinüber, der ihr von ſeinem Gut erzählte und ſie fragte, ob ſie das Landleben liebe?

Die Anknüpfung war vielverſprechend, und Leontine ſchmiedete das Eiſen, ſo lange es heiß war. Von ihrem Soldatenenthuſiasmus ſprang ſie zur Ökonomie über, ſchwärmte für Stallfütterung und Rieſelwieſen und that ganz ländlich.

Im allgemeinen belebte eine zwangloſe Heiterkeit den kleinen Kreis. Nur die Generalin machte eine Ausnahme, als ſie entdeckte, daß der Sohn ihrer Gaſtgeber fahnenflüchtig wurde. Ihr ſeelenvolles Lächeln erfror in der ſchönſten Blüte, ſie war wieder ganz Würde, und der Major, der ſie gebührender Weiſe zu Tiſch geführt hatte, erntete für ſeine ohnehin nicht glänzenden Unterhaltungsverſuche nur ein kühles „hm“ oder „ja, ja!“

Der Doktor war in beſter Laune. Hatte nicht der Baron ihm ſoeben als „ſeinem liebenswürdigen Hauswirt“ zugetrunken und um die Erlaubnis gebeten, im Lauf des folgenden Vormittags Kon-

trakt zu machen. „Dann soll mir aber gewiß nichts dazwischen kommen," gelobte sich der beglückte Vermieter innerlich und riegelte schon im Geist alle Thüren in dem Verhandlungszimmer ab.

Seine Frau war still und wich der Majorin scheu aus — sie wußte nicht, was sie von dem veränderten Wesen ihrer Tochter denken sollte — und ehe nicht feststand, daß der Hauptmann daran keine Schuld trug, mochte sie mit der ganzen Familie nichts zu thun haben.

Dem Hauptmann selbst war am unbehaglichsten zu Mute. Wenn ein Mann von 36 Jahren sich im Lauf von 36 Stunden verliebt und erklärt, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß ihm der Erfolg seiner Werbung zweifelhaft erscheint, wenn die Angebetete ihn auch nur zehn Minuten auf das entscheidende Wort warten läßt. Und er wartete nun schon eine ganze Stunde! Fisch, Rehbraten und Eis hatten seine Qualen mit ansehen müssen, und jetzt saß alles so gemütlich in den Stühlen zurückgelehnt, als sei dies con amore Nachtafeln das Beste vom ganzen Abend.

Nun, es giebt kein wahreres Wort, als: „alles nimmt ein Ende." Die Generalin, die sich neben

dem Major nicht gerade im siebenten Himmel des Amüsements befinden mochte, rückte hörbar mit dem Stuhl — die anderen folgten. In dem Moment mußte Käthe aller menschlichen Berechnung nach emporsehen — sie that es! Der Hauptmann erhob sein Glas unmerklich gegen sie, sah sie fragend an und hielt es einen Augenblick. Da — o Freude! — nahm sie ihr noch unberührtes, volles Glas vom Tisch, sah ihn einen kurzen Moment wieder an — errötete dunkel — und trank dann in ihrer Verlegenheit so geschwind aus, als sei sie gewohnt, die Nagelprobe zu machen!

Nun war alles gut! Der Hauptmann wußte, ohne ein gesprochenes Wort, wie die Sache stand — hatten sie sich nicht eben zugetrunken? Und war dieser Komment nicht die zarteste Art einer Erklärung, so war er doch ehrlich gemeint, und das ist die Hauptsache!

Als der Hauptmann daher im Trubel des „gesegnete Mahlzeit Wünschens" Käthe zuflüsterte: „darf ich morgen zu Ihrem Vater kommen?" genügte er damit eigentlich nur einer Form — er wäre auch ohne diese Frage gekommen und ihrer Zustimmung gewiß gewesen.

Die Hoffnung der beiden, sich am heutigen Abend noch einen Moment unter vier Augen sprechen zu können, trog; kaum waren die zehn Anstandsminuten nach Tisch durchgestanden, so rauschte die Generalin abschiednehmend auf ihre Wirte zu — Leontine folgte, vom Baron auf das liebenswürdigste geleitet. Leontine hatte eine Eroberung gemacht — das war klar! Am Ende hätte sie heute schon sagen können: „Sprechen Sie mit meiner Großmutter," ohne, wie jenes voreilige Mädchen meiner Bekanntschaft, die betrübende Antwort zu riskieren: „wovon?"

Aber als sie heute abend den Kopf aufs Kissen legte, lächelte sie befriedigt. Aus allen Fragen des Barons hatte sie die „Lebensfrage" schon verblümt herauszuhören geglaubt — „am Ende m u ß es gerade kein Offizier sein," dachte sie im Einschlafen, „ein Gut in der Grafschaft ist auch nicht zu verachten! — Was steht dort? Die 26er oder die 62er?"

Über dem Zweifel schlief sie ein.

Die Doktorsfamilie empfahl sich bald nach Generals. Vergebens hoffte Käthe, daß ihre Mutter in Anbetracht des kurzen Weges, den sie zurück-

zulegen hatten, noch ein Viertelstündchen zugeben werde. Die Doktorin hatte für morgen verschiedene wirtschaftliche Absichten, mit deren Ausführung man in aller Frühe beginnen wollte — da war es hohe Zeit, zur Ruhe zu gehen! Man trennte sich.

Die Majorin bedankte sich noch viele, viele Male für die Gefälligkeiten. „Morgen in aller Frühe schicke ich Ihnen alles wieder, was Sie mir geborgt haben, liebe Lang," versicherte sie unter der Thür.

Der Hauptmann, der es sich als artiger Sohn des Hauses nicht nehmen ließ, die Gäste bis in den Flur zu geleiten und Käthchen beim Umnehmen der Sachen behilflich zu sein, schied mit einem so innigen Händedruck vom Doktor, daß dieser, bei der kurzen Bekanntschaft, sich mit Recht über diese Gefühlsverschwendung verwunderte. —

Als die übrige Gesellschaft sich empfohlen hatte, ging der Hauptmann noch auf sein Zimmer, um sich eine Cigarre zu holen, der er in wichtigen Augenblicken zur Sammlung bedurfte. Sie war auch ein prächtiger Verlegenheitsableiter, als er zu den Eltern zurückkehrte, die gemütlich im Sofa saßen und im Genuß der eingetretenen Ruhe schwelgten.

Beide ſahen auf, als der Sohn eintrat — er aber ſchnitt, während er ſprach, emſig die Cigarre ab, ſteckte ein Schwefelhölzchen in Brand, kurz, nahm alle möglichen Handarbeiten vor und begann dann mit ein wenig unſicherer Stimme eine kleine Rede zu halten.

„Liebe Eltern,“ ſagte er halb heiter, halb verlegen, „ich bringe ein paar Neuigkeiten. Die eine habe ich ſoeben erfahren — ich fand auf meinem Zimmer dieſen Brief vor, der mir meine Verſetzung hierher, vorläufig privatim, mitteilt.“

Die Majorin ſprang, wie elektriſiert, vom Sofa auf.

„Kurt — wirklich? Mein lieber Junge! Wie iſt das ſo ſchnell gekommen?“

„Ja, Mütterchen, bei uns Soldaten geht dergleichen immer mit Dampf! Die Wahrheit zu sagen, erwartete ich aber die Nachricht schon längere Zeit und verschwieg sie euch nur, um euch nicht unnütze Spannung und Aufregung zu bereiten."

„Ich bin ganz glücklich, Kurtchen," rief seine Mutter immer wieder, „und du sollst 'mal sehen — sei nicht böse — aber wenn ich dich hier habe, wirst du dich auch viel leichter zum Heiraten entschließen."

„Laß ihn doch in Ruhe!" brummte der Major.

Der Sohn lächelte. „Liegt dir wirklich so viel daran, Mama? So unendlich viel?"

„Aber, mein Junge," sagte die Majorin etwas verwundert, „das weißt du doch!"

„Nun denn, Mamachen — ich bin ja kein Unmensch — siehst du mir gar nichts an?"

Und als die Mutter halb zweifelnd, halb bestürzt zu ihm aufblickte, streckte er ihr beide Hände entgegen: „Gratuliere mir, liebe Mama — lieber Vater, ich bin mit Käthchen Lang verlobt."

Die Exclamationen der überraschten Eltern, besonders der Majorin, bei dieser zweiten Freudenbombe, die in ihr Haus fiel, zu schildern, vermag

ich nicht. Wer sich einmal vor kurzem so recht gefreut hat, weiß ganz genau, wie man sich in solchem Fall benimmt — und wer es nicht weiß, dem wünsche ich von Herzen, daß er es bald erleben und an sich ausprobieren möge.

Als man sich für die späte Stunde lang genug gefreut hatte, ging man auseinander und zu Bett — d. h. der Hauptmann ging nicht zu Bett, sondern wanderte die Nacht über unruhig und glücklich in seiner Stube auf und ab, was seinem ahnungslosen künftigen Schwiegervater einige Donnerwetter über die Lohndiener von Majors entlockte, die über seinem Kopf immerfort noch ab und zu liefen.

Einen Versuch Käthens, die Mutter noch einen Augenblick zu sprechen, schnitt der Doktor kurz ab: „Ihr habt den ganzen Tag Zeit zum Unterhalten," brummte er, „jetzt will ich Ruhe haben. Die Frauen sind doch wahrhaftig wie die schweren Fuhrleute — wenn sie von früh bis abends nebeneinander auf der Landstraße hergegangen sind und des Abends ins Wirtshaus kommen, giebt's kein Ende mit Erzählen." Und er entführte seine Gattin ohne Gnade und Erbarmen.

So suchte denn Käthe die Ruhe auf, ohne irgend jemand ihr Herz entlastet zu haben, nur ihre Träume bauten gefällig auf dem sicheren Grunde der jüngsten Vergangenheit glänzende Luftschlösser der Zukunft, in deren lichten Räumen sie die Nacht verbrachte.

Der „nächste Morgen" ist an und für sich schon etwas Ernüchterndes — nach einem Ball — nach einem Streit — nach einem abgeschlossenen Geschäft. Der „nächste Morgen" in seiner kühlen Beleuchtung zeigt alle Schwächen und Mängel so viel besser, als der dämmernde Abend.

Nur für eine glückliche Braut hat der „nächste Morgen" nichts Prosaisches — der Zauber ihrer Erlebnisse hält dem grellen Tageslicht stand — und wie schlimm auch, wenn's anders wäre! Die Liebe muß ja im Leben durch alle Zeiten wandern, sie muß die schwüle Mittagshitze wie die Schauer des Abends tragen helfen — und zu glauben, daß dies Kinderspiel sei, fällt nie so leicht, als im Brautstand, wo Wehr und Waffen zum Lebenskampf noch glänzend und neu in der Sonne des Glücks auffunkeln und alle Illusionen in ungetrübter Pracht wie glänzende Schleier sich über

die Wirklichkeit breiten, so daß sie uns nur wie ein schimmernder Garten im Morgentau erscheint.

Käthe empfand dieses frische Glücksgefühl auch so recht, als sie am nächsten Tage aufstand und an ihre täglichen Pflichten ging, deren erste war, die Geschwister zur Schule zu besorgen. Sie flocht die Zöpfchen der Schwestern mit wahrem Vergnügen, strich den Brüdern die Butterbrote besonders reichlich und dachte bei sich, wie doch alles heute viel hübscher sei, als gestern.

Die Mutter schlief noch, und Käthe konnte es nicht lassen, die freie Zeit, nachdem die Kinder abmarschiert waren, zu einem kurzen Besuch bei Fräulein Sabine zu verwenden, um dieser treuen Seele die Botschaft ihres Glückes zu verkünden.

Wir dürfen es uns schenken, sie dahin zu begleiten, da wir den Gang der Begebenheiten kennen, und kehren in die Wohnung des Doktors zurück, der sich eben zu einem Krankenbesuch anschickte. Er praktizierte nur noch sehr ausnahmsweise bei zwei oder drei Familien, im ganzen hatte er sich zur Ruhe gesetzt.

Der Doktor gehörte zu der weit verbreiteten Klasse von Männern, die verlangen, daß die Stuben

stets rein sind, aber nie gewaschen werden. Dieser Eigentümlichkeit wurde insofern genügt, als sein Haus nur meuchlings gescheuert wurde — d. h. man überfiel ihn mit der vollendeten Thatsache, und er ergab sich dann.

So auch heute. Im Hintergrunde lauerten schon zwei Scheuerfrauen auf sein Verschwinden und begannen sofort das Werk der Erneuerung an sämtlichen Stubenböden, auf welchen die zwölf Stiefelsohlen der schulpflichtigen Kinder deutliche Spuren des Novemberwetters zurückzulassen pflegten. Nur das sanctum des Doktors blieb verschont und wurde für diesen Tag der Zufluchtsort der übrigen Familie.

Die Hausfrau war sehr verwundert, daß Käthe zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu Fräulein Sabine hinauf gegangen war, sie setzte sich daher etwas verdrießlich mit ihrer Arbeit ans Fenster in ihres Mannes Stube und sah auf die Straße hinab.

Als der Doktor heimkehrte, traf er im Hausflur den Hauptmann in voller Uniform, der sehr stattlich aussah und ihn um die Erlaubnis bat, in einer wichtigen Angelegenheit unter vier Augen mit ihm sprechen zu dürfen.

Hätte dem Doktor nicht der Mietskontrakt so sehr im Kopf gesteckt, so wäre ihm am Ende der Gedanke gekommen, daß es sich hier um Käthe handeln könne. So aber lud er den Hauptmann zerstreut ein, ihm zu folgen, öffnete die Thür zu seinem Zimmer und steckte den Kopf herein — da saß seine Frau.

Ärgerlich über diese Invasion schlug er die Thür wieder zu und öffnete das Eßzimmer, dessen Pforte ihm die Perspektive auf die übrige Wohnung erschloß. O weh! — Über die Dielen der Zimmer rieselte das Wasser, ein intensiver Seifengeruch belebte die Atmosphäre, und aus jedem Raum stieg ein „feuchtes Weib empor."

Das Scheuerfest in seinem unangenehmsten Stadium hatte begonnen.

Der Doktor fügte sich ins Unvermeidliche. Er lud den Gast ein, abermals in sein Zimmer zurückzukehren, wo inzwischen das Feld rein geworden war. Die Doktorin hatte nur ihren Mann und nicht den Hauptmann gesehen und wollte den ersteren ihrem Prinzip getreu, sich erst „austoben" lassen — sie verschwand daher in der Küche und schnitt mächtige Frühstücksschnitten für das heute vermehrte Hauspersonal.

Indessen stand der Hauptmann in männlich gefaßter Haltung vor dem Doktor. Das Anfangen war doch entsetzlich — so schwer hatte er sich's nicht gedacht.

„Ich komme, verehrter Herr Doktor," begann er mit etwas gepreßter Stimme, „um Ihnen eine Bitte vorzutragen."

Bautz — ging die Thüre auf! „Der Baron von Rabeneck ist da, Papa!" rief Käthe, ins Zimmer tretend, erblickte den Hauptmann, stieß einen kleinen Schrei aus und war weg wie der Blitz.

„Ach, verzeihen Sie, verzeihen Sie einen einzigen Augenblick," sagte der Doktor eilfertig, „der Baron kommt, um seinen Mietvertrag abzuschließen — ich stehe dann sofort zu Ihren Diensten! — Guten Morgen, Herr Baron — ich freue mich — die Herren kennen sich ja! Bitte, Herr Hauptmann, verzeihen Sie einen Augenblick, wir sind bald fertig."

„Wie ist den Herren das gestrige Fest bekommen?" fragte der Baron im Eintreten, anscheinend ganz aufgelegt zu einer Unterhaltung, die, recht breit in der Anlage, einen hübschen Zeitraum bis zur Vollendung versprach.

„O, recht gut," sagte der Doktor, der auch nicht eilig schien, „es war ein bißchen spät."

„Aber ein allerliebstes Fest — auf Ehre! Wie ist Ihren verehrten Eltern der Abend bekommen?" wendete sich Rabeneck zum Hauptmann.

Dieser murmelte etwas Unverständliches — er erstickte fast vor Zorn und Verlegenheit.

„Und Ihre Damen, Herr Doktor?"

„Die sind schon lange wieder auf den Füßen!" bemerkte der Doktor wohlgefällig.

„Oh — so matinal? Sind Sie immer so matinal? Aber das finde ich sehr recht! Morgenstunde hat Gold im Munde! Mein seliger Papa pflegte das immer zu sagen — Morgenstunde hat Gold im Munde — ganz richtig — was?"

Der Hauptmann verbeugte sich stumm — er hätte um die Welt jetzt nicht sprechen können. Der Doktor trat zum Schreibtisch und wühlte in den Papieren.

„Wollen wir an unsern Kontrakt gehen, Herr Baron?"

„Sofort — ganz zu Diensten! Ja — noch einen Augenblick — denken Sie, Herr Hauptmann, wie der Zufall spielt — nicht wahr? Einzig

manchmal! Wir sprachen doch gestern abend von Straten — was?"

„Ich erinnere mich nicht!" sagte der Hauptmann unklug und wutbebend.

„Aber ich bitte Sie! Sie fragten mich noch nach ihm — Straten, der zu den Husaren kommandiert war, und mit dem ich bei den Dragonern stand — besinnen Sie sich jetzt? was?"

„Ja, ja!" grollte der Hauptmann.

„Nun denken Sie, wie der Zufall spielt — nein, man kann wirklich sagen ‚spielt', denn er spielt manchmal, was? und wir sind sein Spielzeug! Das ist so ein Aperçu von mir — liebe solche Aperçus! Nun, um auf unsern Hammel zurückzukommen, womit ich aber nicht etwa den guten Straten gemeint haben will — bewahre! — dagegen protestiere ich von vornherein — es ist nur so eine Redensart! Ja, enfin! — ich gehe gestern abend nach der blauen Krone — ich komme ins Gastzimmer — wer sitzt da? — Straten! Nein, ich bitte Sie!"

Der Baron lachte herzlich.

„Nun, warum sollte er nicht dasitzen?" fragte der Doktor, jetzt auch etwas unwirsch.

„Aber, ich sage Ihnen ja — wir hatten eben vorher von ihm gesprochen: Er steht in Rotbergen — zwei Meilen von hier — und kommt gerade den Abend her. ‚Guten Abend, Straten!‘ sage ich. Nun hätten Sie 'mal seine Überraschung sehen sollen! ‚Guten Abend, Rabeneck!‘ sagt er. ‚Nein, das ist doch sonderbar, daß ich Sie hier treffe! Was machen Sie denn hier?‘ frage ich. ‚Ach, ich langweile mich so in Rotbergen, da bin ich heute hier herüber gekommen, um 'mal mein Glas Bier wo anders zu trinken‘, sagt er. Und nun plauderten wir von dem alten Regiment — ach, da hat sich auch viel verändert! Der Kommandeur ist weg — nach Braunschweig versetzt, mein damaliger Schwadronschef —“

„Ja aber, Herr Baron,“ unterbrach der Doktor diese interessante Geschichte, „wenn wir vielleicht erst unseren Kontrakt machen wollten — Herr Hauptmann Scharff wünscht mich dann noch in einer anderen Angelegenheit zu sprechen.“

„Ach, Pardon! — Bitte tausendmal um Entschuldigung! Aber es war mir — ich dachte, es müßte den Herrn Hauptmann interessieren — es war doch ein zu sonderbares Zusammentreffen, was?“

Und der Baron lächelte vergnüglich und wiegte den Kopf hin und her über den merkwürdigen Zufall.

Während die Herren den Kontrakt durchlasen und daran herumkorrigierten, stand der Hauptmann stumm am Fenster und sah auf die Straße. Fatal! Einmal anfangen war schon schlimm genug — aber zweimal — das ging gar nicht! Er biß sich zornig auf die Lippen. Und der Moment mußte gleich wieder da sein —. die Feder des Doktors jagte nur so über das Papier.

Da klopfte es, und ohne das „Herein" abzuwarten, wurde die Thür sehr weit aufgemacht. Ein Dienstmädchen mit einem großen Tablett erschien, auf dem Porzellan, Glas, Silber und andere Gerätschaften sauber aufgestapelt waren. Sie setzte ihre Bürde auf den Tisch und begann, ohne auf die Herren besondere Rücksicht zu nehmen: „Eine Empfehlung von der Frau Majorin, und sie schickt die Sachen wieder."

„Still!" rief der Doktor mit furchtbarer Stimme — er hatte sich verschrieben und das haßte er!

„Und die Frau Doktorin ist draußen nicht zu

finden, da mußte ich alles hier herein bringen," fuhr das Mädchen unbeirrt fort.

Der Doktor ſchrieb.

„Wollen Sie mir nicht die Sachen abnehmen, Herr Doktor?" fragte das Mädchen, „ich muß dafür ſtehen, daß nichts fehlt."

„Rufen Sie Fräulein Käthe," ſagte der Doktor, ohne den Kopf zu wenden.

„Die will nicht hereinkommen," erwiderte die unerſchütterliche Magd.

„Hinaus!“ rief jetzt der Hauptmann donnernd und wandte sich um. Dieses Wort hatte die Wirkung eines Sprenggeschosses — die Botin flog davon und ward nicht mehr gesehen.

„So!“ sagte der Doktor aufatmend und erhob sich — „ich habe unterzeichnet — wollen Sie nun auch noch die Güte haben, Herr Baron?“

Der Angeredete hustete und sah etwas verlegen aus.

„Ich hätte noch eine Bitte, verehrter Herr Doktor, ehe ich unterschreibe. — Sie wissen, eine Wohnung ist eine wichtige Frage — man muß doch einmal drin wohnen — und — kurzum, ich möchte mir das Quartier noch ein letztesmal ansehen — so einen Überblick, wie mein Papa immer zu sagen pflegte. ‚Chlodwig, verschaffe dir immer einen Überblick‘, hat er unzähligemale zu mir gesagt! Dürfte ich um diese Gunst bitten!“

Der Doktor pfiff leise — aber er faßte sich, und die Herren schickten sich an, das Quartier zu besichtigen.

Den Hauptmann rührte bei dieser neuen Verzögerung seiner Aussprache fast der Schlag! Hätte ihm ein Gott gegeben, zu weinen, so hätte er ge-

weint! Er trommelte den Dessauer Marsch im rasendsten Tempo auf der Fensterscheibe — er nahm ein Buch vom Tisch und fing an zu lesen — obwohl er für sein Leben nicht zu sagen gewußt hätte, was er las.

Nachdem einige Zeit — für den Hauptmann eine halbe Ewigkeit — verstrichen war, traten die Herren wieder ein. Der Baron sah sehr bekümmert aus und zog sich einen Handschuh an.

Der Doktor stellte sich an das zweite Fenster und wippte mit dem Fuß hörbar auf und nieder — er war offenbar schwer gereizt.

Der Mietskontrakt lag unbeachtet auf dem Schreibtisch.

Endlich näherte sich der Baron, auf den Zehen gehend, dem Hauptmann.

„Ich weiß nicht — es ist mir so unangenehm, nein, wirklich — es ist mir sehr unangenehm!" flüsterte er, „der Herr Doktor ist so böse — aber ich habe neulich ganz übersehen — das Schlafzimmer liegt nach Nordosten, und das vertrage ich nicht! Meine selige Mama sagte immer: ‚Chlodwig, um alles in der Welt, Sonne im Schlafzimmer — halbes Leben, halbe Gesundheit.'"

„Schlafen Sie doch wo anders!“ ſtieß der Hauptmann rauh hervor.

„Kann ich nicht, mein Beſter — kann ich nicht! Und dann fehlt mir auch ein Zimmer — ein einziges Zimmer — mein Friedrich muß neben mir logieren! Ja, hätte das allerliebſte, reizende Eckzimmer — ein bijou von einem Zimmer — noch ein einziges Fenſter! Aber ſo!“

„Ich will Ihnen etwas ſagen,“ explodierte der Doktor, „haben Sie die Güte, mein Haus nach Ihren Wünſchen umbauen zu laſſen, und dann wollen wir wieder vier Stunden Kontrakt machen. Das iſt ja —“

Der Baron ſah hilflos aus.

„Umbauen? Sie ſcherzen, Herr Doktor! Der Herr Doktor ſcherzt — nicht wahr? Ich liebe das ſehr! Ich ſcherze ſelbſt gern — war immer dafür bekannt, daß ich viel ſcherze! Mein Kommandeur ſagte oft: „glaubt dem Rabeneck nicht, er ſcherzt nur! Wie oft! —“

„Nun, dann ſcherzen Sie nach Belieben,“ ſchrie der Doktor, „mit mir haben Sie genug geſcherzt!“

Und er wandte ſich ab.

„Mein Gott, wie peinlich!“ ſagte der Baron

und zog sich den zweiten Handschuh an, „und ich wäre so gern hier ins Haus gezogen! Aber jeder ist sich selbst der Nächste! was? Wenn ich noch ein Zimmer brauche, das kann mir doch keiner übelnehmen — das finde ich — da kann ich mir nicht helfen!“

Und damit retirierte der Baron und ging — ungeleitet, denn der Doktor war zu ärgerlich — und man hörte den Weggehenden nur noch im Hausflur wie ein abziehendes Gewitter fragen, ob er sich nicht selbst der Nächste wäre.

Wen er fragte, wußten die Zurückgebliebenen nicht — es war ihnen auch höchst gleichgültig. Der Doktor rannte wie ein gefangener Tiger im Käfig auf und ab und erging sich in den wohlthuendsten Äußerungen über den Baron.

„Dieser Einfaltspinsel — dieser alberne Kerl — fragt einen erst tot und mietet dann nicht einmal! Nein, ich war gestern abend schon so glücklich — mein Quartier so gut wie vermietet, und nun? Prosit Mahlzeit! Nun sagen Sie einmal selbst, ist das nicht eine ganz infame Manier, so im letzten Augenblick abzuschnappen?“

Der Hauptmann bejahte durch eine Verbeugung

— in dieſem Sturm konnte er ſein Schifflein nicht auslaufen laſſen, erſt mußte der Himmel wieder ruhig werden.

„Aber eins ſage ich,“ fuhr der erregte Doktor fort, „einen Rat gebe ich jedem, der ihn haben will. Wer kein Haus hat, freue ſich, und wer eins hat, zünde es an allen vier Ecken an. Das iſt ja —! Alle Tage 'was Neues! Da will der einen Ofen geſetzt haben — dem ſoll man die Thüren ſtreichen laſſen, und dabei bleiben einem die Wohnungen noch leer ſtehen! Ich danke für mein Haus — ich ſchenke es weg — da mache ich immer noch ein gutes Geſchäft. So habe ich keinen Mieter und Ärger, dann habe ich doch wenigſtens keinen Mieter und keinen Ärger — nein, wahrhaftig!“

Der Doktor ſchwieg erſchöpft und nahm den Kontrakt in die Hand.

„Den Wiſch möchte man doch nun gleich in tauſend Stücke reißen,“ begann er von neuem, „der Menſch hat ſich verklauſuliert, als wenn er ein Teſtament über eine Million für drei leichtſinnige Söhne machen ſollte — um jeden Paragraphen hat er geredet und gefragt — eigentlich

kann ich Gott danken, daß ich den nicht als Mieter bekommen habe. Ein unausstehlicher Kerl! Aber mein Quartier — nein, ich bin außer mir! Nun hängt der Mietszettel wieder aufs unbestimmte aus, und jedesmal, wenn ich nach Hause komme, ärgere ich mich darüber."

Der Hauptmann trat einen Schritt näher.

„Herr Doktor," begann er mit halbem Lächeln, „darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, mit dem uns vielleicht beiden gedient wäre? Das Quartier hat vier Zimmer, wie ich höre — hätten Sie etwas dagegen, mich als Mieter aufzunehmen? Ich bin zum ersten Januar hierher versetzt."

Das Gesicht des Doktors klärte sich auf.

„Ja, aber," sagte er etwas zögernd, „ist Ihnen denn die Wohnung nicht zu groß?"

„Nun, dem ließe sich auch abhelfen! Herr Doktor, ich kam heute, wie Sie in der Sturm- und Drangperiode mit dem Baron vielleicht vergessen haben, um in einer persönlichen Angelegenheit mit Ihnen Rücksprache zu nehmen — darf ich mein Anliegen jetzt vortragen?"

Dem Doktor ging ein Licht auf.

„Bitte!" stammelte er verlegen.

„Ich liebe Ihr Fräulein Tochter," fuhr der Hauptmann ernsthaft fort, „und sie ist meiner Werbung trotz unserer kurzen Bekanntschaft nicht abgeneigt. Darf ich hoffen, Herr Doktor, daß von Ihrer Seite unserer Verbindung kein Hindernis im Wege steht? Sie kennen mich ja durch meine Eltern —"

Eine Viertelstunde später rief ein energisches Klingeln die Damen in des Doktors Zimmer. Eine kleine, feierliche Scene fand statt, nach deren Beendigung der Doktor sich zur Thüre wandte, um Majors herunter citieren zu lassen. Aber er prallte zurück, denn in der Thür stand, verlegen und unsäglich neugierig aussehend, der Baron. Er hatte sich draußen vor der Doktorin in seiner gewohnten Ausführlichkeit gerechtfertigt, und als die Klingel des Hausherrn so ungestüm erscholl, hatte ihn sein Wissensdrang nach dem Zimmer zurückgetrieben, wo er zur allgemeinen Entrüstung und Bestürzung der feierlichen Verlobung unbemerkt assistiert hatte.

Aber der Zorn der belauschten Familie machte in der überfließenden Freude der Fröhlichkeit Platz, und der Baron brachte seine Gratulation an und fragte: „Verlobt, was? — ja, das muß sehr

hübsch sein — ich finde das allerliebst! Werde mich wohl auch entschließen — nur kein Junggesell bleiben, was? Meine selige Mama sagte immer: ‚Chlodwig, du bist fürs Familienleben geschaffen!‘“ Nachdem er diesen Satz zu Ende gebracht hatte, war der beglückte Schwiegervater so erheitert, daß er den Baron für seine Heftigkeit von vorhin um Verzeihung bat, die der gutmütige Mann auch sofort bereitwillig zugestand.

Als Majors erschienen, und ein improvisiertes Verlobungsdejeuner serviert wurde, wozu die noch aufgestellten Gläser und Tassen vortrefflich zu statten kamen, ließ sich der Baron mit Leichtigkeit bewegen, daran teil zu nehmen, und alles gruppierte sich um den Tisch in des Doktors Stube.

Nun freute sich jedes auf seine Art! Das Brautpaar war still, aber sehr zufrieden, sie sahen allerliebst zusammen aus. Der Doktor und der Major stießen an und tranken Brüderschaft. Die Majorin nickte allen mit der Unverdrossenheit einer Pagode zu und weinte Freudenthränen über ihren Sohn und ihre liebe Käthe. Um diese zu trocknen, borgte sie allerdings schluchzend das Tuch von der Doktorin — ihr eigenes war momentan nicht zur

Hand. Die Doktorin hätte auch gern geweint, doch unter diesen Umständen ging es nicht, und sie mußte sich sehr zusammennehmen. Aber bei der Gelegenheit gelobte sie sich heilig und teuer, das Borgen müßte von nun an seine Grenzen haben, was ihr niemand verdenken wird, der sich in einen ähnlichen Fall versetzen kann.

Der Baron fragte alle der Reihe nach, wie es so gekommen wäre, und erzählte kleine geistreiche Aussprüche seiner Eltern und ihres Chlodwig, wobei er der Bowle tapfer zusprach und es durchaus nicht übel nahm, als man Fräulein Leontine leben ließ und ihn ein klein wenig neckte. Und an dieser Stelle will ich denjenigen meiner Leserinnen, die sich für Fräulein Leontine interessieren, unter tiefster Diskretion verraten, daß der Baron ganz ernste Heiratspläne hat — die beiden werden sehr gut für einander paßen! Aber es soll noch nicht darüber gesprochen werden! — Ja — nicht zu vergessen — auf Käthes Bitten wurde ein Eilbote zu Fräulein Sabine hinaufgeschickt, die zitternd und strahlend in ihrem besten Kleide und in ihrer Staatshaube erschien und die Verlobungsbowle ihres Lieblings mit leeren half.

Da sitzen sie nun alle vergnügt beisammen — jeder hat, was sein Herz wünscht, freilich mehr oder weniger — in den Gläsern funkelt der Wein, und alles ruft: „hoch das Brautpaar!“

Rufst du mit, lieber Leser? Ich hoffe, ja!

Und doch!

I.

Er hielt die Hausthür einen Augenblick in der Hand, als überlege er, ob er sie, seinen Gefühlen gemäß, donnernd zuwerfen und der Undankbaren da oben eine Art von zornigem Abschiedsgruß senden solle; aber die Vernunft siegte doch: die Thür wurde mit keiner ungewöhnlichen Kraftanstrengung geschlossen — und nun stand er auf der Straße! —

Unwillkürlich besah er sich das Haus, das er eben verlassen hatte, von oben bis unten — nicht als hätte es einen besonders schönen Anblick gewährt — aber er hatte doch seit Monaten jeden freien Augenblick dort zugebracht — die blühenden Gewächse hinter den weißen Gardinen hatten ihm allabendlich freund-

lich zugenickt, wenn er von seiner nahe bei der Stadt gelegenen kleinen Besitzung auf mutigem Rößlein vor das Haus der Verwandten gesprengt war. Dann hatte er die Reitpeitsche zierlich zum Gruß gegen das Eckfenster erhoben, und ein dunkelblonder Kopf mit schelmischen, blauen Augen hatte freundlich wiedergewinkt.

Die Hausthür ließ ihn gastfreundlich ein — wie viel Stufen hatte die Treppe? — Jedesmal schien eine mehr, bis er den messingnen Klingelgriff in der Hand hielt! Der Hausherr war sein Onkel, nicht ein ganz richtiger Mutterbruder — aber der schmucke, junge Landmann war als Neffe und Vetter doch schnell und gern genug aufgenommen worden.

Die Familiengruppe blieb allabendlich dieselbe. In einem bequemen Stuhl, dessen etwas abgeschabte grüne Saffianlehne durch gelbe Knöpfchen eine mehr wohlgemeinte als geschmackvolle Einfassung erhielt, saß der Vater, ein Käppchen auf dem Haar, die lange Pfeife in einer Ecke des Mundes, eine Brille auf der Nase, durch die er die weit von sich gehaltene Zeitung studierte, um von Zeit zu Zeit die Handlung eines Monarchen

durch wohlgefälliges Brummen zu billigen oder über die unbedachten Worte eines Miniſters langſam und unwillig den Kopf zu ſchütteln. Seine Frau ſaß in der Sofaecke, ſehr gerade aufgerichtet; dieſe vorzügliche Haltung auch ihren Kindern beizubringen, beſtrebte ſich die Gute fortwährend durch Blicke, Winke und Bewegungen, während ihre Hände alles, was vorging, durch harmoniſches Stricknadelgeklapper in Muſik ſetzten. Und wenn dann der Theetiſch gedeckt war, ſaßen die vier Kinder dieſes gemütlichen Paares wie Orgelpfeifen um ſie her — die Ähnlichkeit unter den Geſchwiſtern war auffallend — alle vier zeigten entſchiedene Stumpfnäschen, ſtets zum Lachen bereite Lippen und waren blond und blauäugig. Mit der Älteſten konnten ſich aber die andern nicht meſſen; was in Fränzchens Geſicht zierlich und allerliebſt war, hatte bei den beiden Buben eine gewiſſe unfertige Plumpheit, und die Kleinſte befand ſich noch in dem Alter, welches für junge Männer einen Gegenſtand des Schreckens und Abſcheus bildet.

So war unſer Held denn natürlich mit der Zeit dahin gekommen, ſeine Aufmerkſamkeit der erwachſenen Tochter zuzuwenden, und ſie hatte das

ganz freundlich hingenommen, hatte erlaubt, daß er ihr das Streichhölzchen anzündete, um die Spiritusflamme unter dem Theekessel in Brand zu stecken, freute sich über die Blumensträuße, die er aus seinem Garten mitbrachte, und lachte über seine Späße und Erzählungen beinah so herzlich wie er selbst — und das wollte etwas sagen!

Kurzum, es war durchaus keine Verblendung und Selbstüberhebung nötig, um die Entschlüsse reifen zu lassen, die in nächster Zeit unsern Helden bewegten. Noch nicht drei Wochen war es her, da hatte er sich in der Stadt neue Tapetenmuster ausgesucht und dem Bäschen zur Auswahl präsentiert. Da war besonders eins, das er ins Herz geschlossen hatte, mit blauen, schmalen Streifchen und kleinen Rosenknospen dazwischen. Als er ihr das zeigte und fragte:

„Möchtest du wohl in einer Stube wohnen, die so tapeziert wäre? Ist es nicht niedlich?"

Da antwortete sie freilich nur auf die letzte Frage und sagte:

„Sehr niedlich!"

Aber sie wurde rot und lachte. Warum war sie rot geworden, wenn sie nicht wußte, was er

damit meinte? Und mit triumphierenden Gefühlen warb er einen ganzen Leiterwagen voll Tapezierer und Stubenmaler, ließ seine ganze Wohnung neu herrichten und umgab sich viele Tage lang mit dem abscheulichsten Kleistergeruch — und alles um nichts und wieder nichts! —

Tagelang ging er dann umher wie ein Verschwörer — überlegte — verwarf und kam endlich zum Entschluß. Heute, diesen selben Tag, an dem er fiebernd vor Zorn und Beschämung in der nächtlichen Straße stand, war Fränzchens achtzehnter Geburtstag gewesen! Schon früh ritt er in die Stadt mit einem Blumenstrauß, der so groß war, daß ihm alle Leute verwundert nachsahen. Das Mädchen empfing ihn mit der größten Freundlichkeit und zeigte ihm ihren bekränzten Geburtstagstisch; man lud ihn ein, am Abend wieder zu kommen, wo eine Gesellschaft junger Leute sich versammeln sollte.

Das that er denn auch, und als er im Hausflur einen kleinen Taschenspiegel hervorzog und sein ehrliches, braunes Gesicht darin betrachtete, kam er sich beinahe hübsch vor. Eine Rosenknospe hatte er ins Knopfloch gesteckt —

und unter der Rosenknospe schlug ein Herz voll Löwenmut!

Fränzchen hatte sich auch sehr schön gemacht, sie trug ein weißes Kleid mit feinen, blauen Streifen — es sah seiner Tapete beinahe ähnlich — und die blonden, glatten Zöpfe waren mit einer frischen Nelke geschmückt — er hätte sich sehr irren müssen, wenn die nicht aus dem Strauß war, den er heute morgen gebracht hatte!

Die kleine Versammlung war schon vollzählig, als er eintrat und Fränzchen vor allen als Geburtstagskind begrüßte. Er sah aber gleich, daß sie schlechter Laune war.

„Guten Abend, Karl," sagte sie flüchtig und mit einem Anflug von Verdrießlichkeit in der Stimme. „Du kommst genau eine Stunde später, als du eingeladen bist! Wir hätten schon lange anfangen können zu tanzen, wenn wir nicht hätten auf dich warten müssen."

Karl war nun ein herzensguter Junge, aber sein Fehler bestand darin, daß er einen ganz unglaublichen Brausekopf besaß. Er wurde röter, als es selbst der Dame seines Herzens gegenüber nötig war, machte ein steifes Kompliment und zog

ſich zurück. Eins kam zum andern — die beiden ſtichelten auf einander, wo ſie nur konnten — und ſchließlich geſchah es, daß Fränzchen ſich an ihrem Geburtstag von einem andern zu Tiſch führen ließ und Karl mit einem ſchnippiſchen: „ich bin ſchon verſagt,“ abfertigte.

Aber Karl rächte ſich! — Unmittelbar nach Tiſch wollte man beginnen, nach dem Klavier zu tanzen. Als ſich der Heimtückiſche durch einen ſchnellen Überblick verſichert hatte, daß auch ohne ihn eine ausreichende Zahl von Tänzern da ſei, ging er über die Stube, ſtieß plötzlich einen Schmerzensſchrei aus und ſank auf den nächſten Stuhl. Die ganze Geſellſchaft umdrängte ihn beſorgt — Fränzchen allein ſtand an ihrem Geburtstagstiſch und zählte die Blättchen an ihrem Roſenſtock — das erbitterte ihn nun vollends! Er erklärte, er habe ſich den Fuß verſtaucht, könne unmöglich tanzen und wolle lieber zuſehen, wenn man ihn nicht nach Hauſe ſchicke, da er als Invalide nichts auf einem Ball zu ſuchen habe.

Davon wollten nun alle nichts hören, und Karl blieb; aber er tanzte konſequent nicht. Die Fenſter waren geöffnet, um die nächtliche

Sommerluft einzulaſſen — er ſetzte ſich hinter die Gardine und dachte zornig darüber nach, wie anders er ſich dieſen Abend vorgeſtellt hatte! Und

eigentlich war er ja ſchuld geweſen — warum mußte er gleich ſo empfindlich ſein! Sie hatte recht, er war zu ſpät gekommen — und es war doch Fränzchens Geburtstag! Er erhob ſich — es

wurde ihm zu heiß hinter der Gardine — und humpelte ſeiner Rolle getreu über das Zimmer, um den Tanzenden zuzuſehen. Daß er beſſer tanzte, wie jeder der anweſenden Herren, war klar — das wußte Fränzchen auch — und deshalb ärgerte es ſie ſo ſehr, daß er heute nicht tanzen *wollte*, denn ſie glaubte mit Recht nicht an ſeinen Unfall.

„Kinderchen, jetzt wird aber aufgehört," rief da die Mutter, „es iſt ſchon ſehr ſpät!"

Man war an dieſe peremptoriſche Art von Fränzchens Mutter ſchon gewöhnt — da erhob ſich Karl und bat die Tante flehentlich, noch einen Augenblick zu verziehen, die Schmerzen in ſeinem Fuß hätten nachgelaſſen, und er wolle einmal mit ſeiner Couſine tanzen. Eben ſollte der Befehl an die Klavierſpielerin erteilt werden, als Fränzchen mit blitzenden Augen dazwiſchen trat.

„Es thut mir leid, Karl; wenn *du* auch wieder hergeſtellt biſt, ſoeben habe *ich* mir den Fuß verſprungen und zwar ſo gründlich, daß ich glaube, wir würden nie in den richtigen Takt kommen."

Karl biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. —

Die tanzenden Paare trennten sich — man ging umher, um sich abzukühlen, und endlich brach man auf. Daß Karl, als Verwandter des Hauses, sich noch nicht mitempfahl, konnte niemand auffallen.

Als die Gäste fort waren, trat Fränzchen ans offene Fenster, um ihnen nachzusehen, und Karl, von Reue und Liebe beseelt, stürzte sich Hals über Kopf in das ungeheure Wagnis, bei den Eltern um ihre Hand zu werben. So — nun war's heraus — Gott sei Dank! — Er sah seitwärts nach ihr hin, ob sie wohl eine Bewegung der Überraschung machen würde; aber sie stand so still und unbeweglich am Fenster, als ginge sie die ganze Sache gar nichts an. Verlegen und zweifelhaft blieb er stehen. Der Vater legte die Pfeife weg, faßte das Mädchen an beiden Schultern und drehte sie herum.

„Nun, Fränzchen," fragte er in einer Mischung von Rührung und Humor, „was sagst du? Hier, der Karl will dich zur Frau haben — na, du hast dir's wohl schon gedacht? Nun, Mädchen, so sprich doch — sag' Ja oder Nein!"

Da sah sie trotzig in die Höhe und sagte mit undeutlicher Stimme ein kurzes „Nein!", drehte sich wieder um und trommelte an den Scheiben.

Die drei anderen ſahen ſich zweifelnd und beſtürzt an — das kam ihnen allen dreien unvermutet — bis Karl leiſe bat:

„Laßt mich einen Augenblick mit ihr allein — ich will ſie ſchon zur Vernunft bringen!“

Die Eltern ſchienen ihm dies Amt nicht ungern zu überlaſſen. Karl trat zu der kleinen Eigenſinnigen und ſah, daß ihre Augen voll Thränen ſtanden.

„Fränzchen“ bat er herzlich, „ſei nicht kindiſch! Ich weiß, du haſt ein Recht, mir böſe zu ſein, aber es kann dir nicht mehr leid thun wie mir, daß wir uns heute ſo mißverſtanden haben — verzeihe mir doch!“

Er wollte ihre Hand faſſen, ſie zog ſie haſtig und unwillig zurück.

„Sieh',“ fuhr er fort, „das Nein, was du mir jetzt ſagſt, iſt doch ein anderes, als eine Abſage für einen Tanz! Ich kann dann nicht mehr wiederkommen und fragen, ob du dich anders beſonnen haſt — du weißt, ich würde es auch nicht thun — überlege dir's einmal, Fränzchen!“

Da ſie fortfuhr, ſtumm den Kopf zu ſchütteln, trat er verzweifelt zurück und rief die Eltern wieder herein.

„Ich kann nicht mit ihr fertig werden, Onkel, rede du ihr einmal zu — sie ist zu kindisch!“

Der Vater erschien und rief in etwas barschem Ton das Mädchen, welches sich trotzig vor ihn hinstellte.

„Was fällt dir ein!“ fuhr er sie ziemlich rauh an, „läßt den Karl ablaufen wie einen dummen Jungen, weil ihr irgend eine alberne Übelnehmerei miteinander gehabt habt! Gleich bist du vernünftig und sagst entweder einen Grund für dein verschrobenes Betragen oder giebst ihm die Hand.“

„Nein, ich will nicht und ich will nicht!“ rief das Mädchen jetzt, von Schluchzen unterbrochen; „erst kommt er zu spät, dann ist er so unhöflich gegen mich wie möglich, dann tanzt er nicht und verdirbt mir meinen ganzen Geburtstag, nennt mich zweimal in einem Atem kindisch, und wenn er dann zum Schluß für den reizenden Abend gnädig kommt und mich heiraten will — da soll ich Ja sagen! Ich thu's nicht, ich mag nicht aufs Land, ich will überhaupt nicht heiraten und ich wollte, ihr hättet mir meinen Geburtstag nicht verdorben!“

„Es ist gut, Fränzchen,“ sagte Karl trocken,

während sie sich abermals abwandte und ihr Gesicht ins Tuch barg, „wir wollen nicht mehr davon sprechen! Ich habe mich geirrt und bin ein Narr gewesen — und jetzt kann ich dich nur um Verzeihung bitten, daß ich dir deinen Geburtstag verdorben habe, wie du sagst. Gute Nacht, lieber Onkel, gute Nacht, Tante!"

Fränzchen wurde durch eine stumme Verbeugung beglückt, — dann stürmte Karl davon, und der Moment, wo er die Hausthür öffnete und auf die Straße trat, war es, wo wir seine Bekanntschaft machten. Er schlug den Weg nach dem Gasthaus ein, wo sein Pferd stand, und fühlte mit Behagen, daß ein heraufziehendes Gewitter schwere Regentropfen auf seine heiße Stirn sandte, die er schon längst vom Hut befreit hatte. Von Zeit zu Zeit wies er bedeutsam nach seinem Kopf, um ihm durch diese Bewegung vorzuwerfen, er habe ihm einen schlimmen Streich gespielt, daß er nicht mehr mitsprach, als das Herz heute durchging.

Der muntere Trab seines Rößleins sagte seiner Stimmung weit besser zu, als die langsame Fortbewegung der Füße, und doch kam er viel zu früh für seine Wünsche daheim an. Die Wohnung,

die er jetzt seit längerer Zeit mit so anmutigen Zukunftsträumen ausgeschmückt hatte, dünkte ihm unwirtlich und öde — er erschien sich wie einer, der zu einer schönen Reise gerüstet auf den Bahnhof ging, den Zug versäumte und mit entsetzlich ernüchterten Gefühlen den Heimweg antritt. Dieses letzte Gleichnis leuchtete ihm immer mehr ein. „Aber es giebt ja mehr Züge als den einen," sagte er halblaut vor sich hin, „führen sie auch nicht alle in das gelobte Land der Ehe — man kann auch sonst noch Reisen machen, denn hier bleiben ist mir jetzt ein unleidlicher Gedanke! Aber wohin? — ich kann für die nächsten zwei, drei Tage abkommen, ich werde nach Schrobeck fahren!"

Schrobeck war ein kleiner, vielbesuchter Badeort, den die Bewohner der Provinz häufig zu Sonntagsausflügen benutzten. Für gewöhnlich war er nur sehr stark von alten Damen frequentiert, daher er für einen jungen Mann wenig Anziehendes bot. Aber Schrobeck war nun einmal der nächste zu erreichende Ort — und für Schrobeck entschied sich Karl. Ein flüchtiges Bedenken erregte ihm die undeutliche Vorstellung, daß eine alte Tante Amalie, die er zu besitzen sich rühmen durfte, meist

um dieſe Zeit des Jahres in Schrobeck zu weilen pflegte; aber er tröſtete ſich mit den beliebten „Vielleichts“: „vielleicht iſt ſie jetzt noch nicht da!“ oder „vielleicht ſieht ſie mich gar nicht!“ — kurz, er ſprang auf und nahm aus ſeinem etwas ſparſam ausgeſtatteten Bücherſchrank ein Kursbuch, in deſſen Studium er ſich eifrig vertiefte.

II.

Als Reſultat dieſer Abendlektüre ſehen wir Karl am nächſten Morgen in grauem Reiſeanzuge mit blauer Krawatte und einer geſtickten Reiſetaſche mit Roſen und Veilchen im Warteſalon des Bahnhofs ſitzen. Die frühe Stunde — ſechs Uhr — hatte dem Landmann keine Überwindung gekoſtet, denn „fort, nur fort!“ war ſeine Loſung, und der erſte Zug ging um ſechs Uhr zwanzig Minuten. Sein Platz war ſo gewählt, daß er der Eingangsthür den Rücken wandte und doch imſtande war, mit Hilfe eines ihm gegenüberhängenden großen Spiegels alle zu beobachten, die den Warteſaal betraten.

Bis jetzt hatten noch nicht viele ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln vermocht. Zwei verſchlafene,

verdrießlich aussehende Damen, deren eine ein Kind in unaufhörlich schaukelnder Bewegung erhielt, ließen in ihm nur den Gedanken aufsteigen. „Gott bewahre mich vor solcher Gesellschaft!“ Dann befand sich ein Handlungsreisender in seiner Nähe, der zum Benefiz der Kellner und der kaffeeschenkenden Nymphe am Buffet sich in zahllosen Scherzen und Scherzchen erging — vor diesem graute ihm noch weit mehr! Die einzige, wirklich gut aussehende Mitbewohnerin dieses interimistischen Aufenthaltes war eine kleine, sehr hübsche Brünette, die mit einem schwarzen Hütchen geschmückt war, auf dem höchst naturgetreue, rote Kirschen jeden Sperling hätten durstig machen können. Die kleine Dame sah, gegen die Gewohnheit des alleinreisenden weiblichen Geschlechts, ganz sicher und vergnügt aus und aß, trotz der frühen Morgenstunde, unverdrossen Pfefferkuchen.

„Das wäre schon eher etwas!“ dachte Karl bei sich.

In diesem Augenblick empfand er jene heftige, schreckhafte Bewegung, bei der wir, wie der Volksmund sagt, aus der Haut fahren möchten. Seine Augen erblickten im Spiegel zwei Gestalten, deren

Erſcheinen in ihm den unmännlichen Wunſch rege machte, ſich ſofort unter den Tiſch zu verkriechen, was doch nicht anging, ohne unerwünſchtes Aufſehen zu erregen.

Ein etwa vierzehnjähriger Burſche, blond, blauäugig, ſtumpfnäſig, mit einer zierlichen Ledertaſche und mehreren Paketen beladen, hatte den Raum betreten, gefolgt von einer jungen Dame mit ſehr ähnlichen blauen Augen, blonden Haaren und einem großen Hut, der vergebens die Röte der Augenlider zu verſtecken beſtrebt war — Fränzchen und ihr älteſter Bruder!

In Karls Gehirn führten allerlei Gedanken einen verworrenen Tanz auf — er fühlte den unbeſtimmten Wunſch, etwas zu unternehmen und zugleich die beſchämende Zuverſicht, daß es etwas Dummes ſein würde. Endlich that er, was meiſt das klügſte iſt, was man thun kann — wenn es die Menſchen nur einſehen wollten! — er wartete ab.

Fränzchen achtete nicht auf ihre Umgebung, ſie ſtützte den Kopf in die Hand und ſah vor ſich nieder; der ſie begleitende Knabe Fritz dagegen ließ ſeine munteren Augen im ganzen Saal umher-

ſchweifen, bis ſie glücklich im Spiegel Karls wohlbekannte Züge entdeckt hatten. Doch im ſelben Moment fuhr der Zeigefinger des Spiegelbildes blitzſchnell nach den Lippen, und Fritz, der einer der pfiffigſten Sekundaner des neunzehnten Jahrhunderts war, begriff — und nickte! Ja, noch mehr! Als Karl mit der Hand nach dem ſoeben geöffneten Perron zeigte, dann auf ſich ſelbſt und ſchließlich auf Fritz, Fränzchen aber durch ein abwehrendes Kopfſchütteln bezeichnete, begriff der kluge Fritz ſofort, Karl wolle ihn allein ſprechen, und ſeine etwas unſichere Knabenſtimme machte der Schweſter den Vorſchlag, er wolle in dem ſchon draußen haltenden Zuge einen Platz für ſie belegen, ſie ſolle ruhig hier bleiben.

Fränzchen nickte nur matt mit dem Kopf und legte dann wieder die Hand über die Augen. Karl konnte alſo unbemerkt den Saal verlaſſen und den Perron betreten, deſſen Überſicht dem Mädchen durch einen dicken Wandpfeiler unmöglich wurde.

Fritz, der während deſſen an den Coupés umherirrte, wurde, wie die Taube vom Stoßvogel, von Karl gepackt und feſtgehalten.

„Wo wollt ihr hin, Unglückskinder?“ ſtieß

Karl hervor, den Sekundaner mit Blicken durchbohrend.

„Nach Schrobeck!“ erwiderte dieſer, ſich mit einer mehr kräftigen als anmutigen Bewegung von den Händen befreiend, die ſeine Schultern hielten.

„Nach Schrobeck?“ wiederholte Karl dumpf, „dachte ich mir's doch! Aber warum gerade dorthin?“

„Weil Tante Amalie dort iſt. Ich bringe Fränzchen nur vor der Schule auf den Bahnhof — ſie fährt allein!“

„Und ich fahre auch nach Schrobeck,“ ſprach Karl in düſterem Tone, ſein Billet emporhaltend.

Fritz beantwortete dieſe Mitteilung durch ein ſo unauslöſchliches Gelächter, daß mehrere Bahnbeamte ſich argwöhniſch und neidiſch nach dem Eigentümer ſo vieler Heiterkeit umſahen.

„Was lachſt du denn, dummer Junge?“ rief Karl jetzt ergrimmt, „ſage lieber, wie Fränzchen ſo plötzlich darauf kommt, abzureiſen! Geſtern abend war doch noch gar nicht davon die Rede!“

„Denkſt du denn, ich weiß gar nichts,“ erwiderte Fritz, deſſen Schlauheit bereits keine Grenzen mehr kannte. „Die halbe Nacht iſt noch bei uns ein fürchterlicher Spektakel geweſen —

Fränzchen hat geweint, der Vater hat gezankt, sie sei ein dummes Ding, die nicht wisse, was sie eigentlich wolle, und sie solle gleich zur Tante reisen, bis sie zur Vernunft gekommen wäre. Dann hat mir der Vater einen Brief gegeben, den sollte ich zu dir tragen, wenn ich aus der Schule käme; da du aber nach Schrobeck fährst, behalte ich ihn natürlich!"

„Her mit dem Brief!" herrschte Karl mit so wildem Ton und Blick, daß Fritz, vor diesem furchtbaren Anblick erzitternd, den Brief aus der Tasche zog und ihn Karl einhändigte.

Dieser überflog ihn, dann glitt ein triumphierendes Lächeln über sein Gesicht: er faltete den Brief zusammen, steckte ihn in die Tasche und wandte sich wieder zu Fritz.

„Höre, Fritz — in diesem Zuge giebt's keine Damencoupés. Du belegst hier in diesem Wagen einen Platz für Fränzchen, ich lasse meine Reisetasche in die Ecke legen und komme nicht eher auf meinen Platz, bis der Zug eben fortfahren will."

Fritz nickte und erklomm das bezeichnete Coupé.

Nach wenigen Minuten brachte ein blaujäckiger Dienstmann Karls Reisetasche und legte sie auf

den Eckplatz. Fritz begab sich wieder in den Wartesaal, um seine Schwester zu rufen — es klingelte zum erstenmal.

Karl sah hinter der Gardine des nächsten Wartezimmers zum Fenster hinaus.

„Hier, Fränzchen!“ rief der wohlinstruierte Fritz und half der Schwester in das Coupé steigen, an dessen Fenster ein Täfelchen mit der bedeutsamen Inschrift prangte: „Für Nichtraucher!“

„Kein Damencoupé?“ fragte das Mädchen schon im Einsteigen.

„In diesem Zuge giebt's keine Damencoupés,“ lautete die Antwort, und Fränzchen nahm ihren Platz gerade der gestickten Reisetasche gegenüber, um den Anblick der brüderlichen Stumpfnase noch so lange als möglich zu genießen.

Fritz hatte den Wagen bestiegen und nahm noch allerlei Aufträge in Empfang.

„Erlauben Sie, junger Herr!“ sagte da eine muntere Stimme hinter ihm, und die junge Dame mit dem Kirschenhut bestieg den Wagen und nahm die dritte Ecke an der andern Seite ein.

„Ob das Karl lieb sein wird?“ dachte Fritz bedenklich, doch da er nicht befugt war einzuschreiten, schwieg er wohlweislich.

Um so gesprächiger war die Neueingetretene vom ersten Augenblick an; sie klagte über die Hitze, legte ihr Hütchen ab und bot Fritz und Fränzchen gutmütig von dem Pfefferkuchen an, den sie in unvertilgbaren Quantitäten bei sich zu führen schien.

„Ich fahre nicht mehr allzu lange,“ sagte sie jetzt, sich bequem in die Ecke zurücklehnend, „in Eisdorf steige ich aus. Sie auch, Fräulein?“

„Ich habe noch eine Station weiter bis zu meinem Ziel — ich will nach Schrobeck," erwiderte Fränzchen müde.

Ein erneutes Klingeln — ein kurzer, zwitschernder Pfiff ließ sich vernehmen — Fritz wurde höflich ersucht, seinen erhabenen Standpunkt zu verlassen — und eben wollte der Beamte die Thür zuschlagen, als in vollem Lauf ein uns wohlbekannter, graugekleideter Herr über den Perron eilte und in den Wagen sprang; kaum war er darin, setzte sich der Zug in Bewegung.

Karl hatte in diesem Augenblick einen bedeutenden Vorteil über Fränzchen — er wußte, was ihm bevorstand, und vermochte es infolge dessen, seinen Hut abzunehmen und beide Damen wie fremde Mitreisende zu grüßen. Fränzchen aber, gänzlich unvorbereitet, starrte ihn mit weitgeöffneten Augen an, als sehe sie einen Geist, und wechselte unaufhörlich die Farbe.

Die kleine Dame mit dem Kirschenhut blickte verwundert von einem zum andern, von dem so sehr gefaßten jungen Mann zu dem fassungslosen Mädchen und schüttelte unmerklich den Kopf.

Karl aber that ganz, als wenn er zu Hause

wäre. Er legte seine Reisetasche in das oberhalb angebrachte Netz, den Hut daneben, und begann dann, über Fränzchen weg, die kleine Brünette mit freundlichem Wohlgefallen anzusehen. Er suchte in seinem Herzen nach einem Vorwand, um sich zu ihr zu setzen und Fränzchen durch Entfaltung seiner glänzenden Unterhaltungsgabe tief fühlen zu lassen, *wen* sie verschmähte.

Um Karls veränderte Stimmung und gehobenen Mut zu begreifen, bedarf es nur eines Einblickes in den Brief, den ihm sein hoffentlicher Schwiegervater geschrieben hatte. Dieser Ehrenmann that ihm schwarz auf weiß zu wissen, daß Fränzchen gleich nach seinem Weggehen den ausgeteilten Korb bitter bereut und sich des schwärzesten Betragens angeklagt habe. Von seinem Vorschlag aber, Karl diese Mitteilung zu machen, habe sie unter keiner Bedingung etwas hören wollen, wahrscheinlich weil das gegen ihre Würde gestritten hätte. So habe denn der Vater beschlossen, um ihr über die nächsten, unbehaglichen Tage hinwegzuhelfen, sie auf eine Woche zu Tante Amalie nach Schrobeck zu schicken, und er glaube, seinem lieben Karl die Versicherung geben zu dürfen, daß, falls

er nach Ablauf dieſer Friſt noch einmal anfrage, er ein um ſo freudigeres „Ja“ für das trotzige „Nein“ von geſtern erwarten dürfe.

So wußte denn unſer Held woran er war — und wer das *nicht* weiß, kann erſt den unſchätzbaren Wert dieſer Kenntnis ganz würdigen.

Der Vorwand, ſeinen Platz zu wechſeln, fand ſich bald. Die Kirſchendame ſtand auf und rüttelte mit beiden Händen an dem geſchloſſenen Coupéfenſter. Es wich ihren Anſtrengungen nicht ſogleich, und Karl ſprang mit einem verbindlichen „erlauben Sie mir!“ auf die gegenüberliegende Seite und öffnete das Fenſter, ſich bequem an dieſem niederlaſſend.

Die luſtige, kleine Dame war hoch erfreut, ihre ſehr unfreiwillige Schweigſamkeit aufgeben zu müſſen. Karl eröffnete die Unterhaltung mit der geiſtreichen Bemerkung:

„Jetzt iſt es nicht mehr ſo heiß, durch das offene Fenſter kommt ein angenehmer Luftzug.“

Die kleine Dame nickte mehrmals mit dem Kopf zum Zeichen der Zuſtimmung und fügte bei:

„Darum kam ich eben auf den Gedanken!“

„Es war ein ſehr kluger Gedanke,“ ſagte Karl verbindlich.

Die Kirſchendame ſah geſchmeichelt aus und bot Karl von ihrem Pfefferkuchen an.

„Herren eſſen zwar ſo etwas nicht gern,“ bemerkte ſie.

„Aus ſo ſchönen Händen!“ erwiderte Karl, der ſchon merkte, daß dieſe Ware hier guten Abſatz fände.

„O, bitte,“ erwiderte ſein vis-à-vis erfreut.

Fränzchen ſah unbeweglich zum Fenſter hinaus. Das war zu ſtark, daß Karl noch nicht vierundzwanzig Stunden nach dem betrübenden Vorfall in ihrer Gegenwart ſo harmlos luſtig ſein und dieſer kleinen, unternehmenden Perſon ſchöne Redensarten machen konnte! Sie war ſehr erbittert und durfte ſich doch nicht verraten.

Drüben ging indes die Unterhaltung unermüdlich fort; die kleine Dame lachte über Karls Einfälle, die meiſt mehr durch Vortrag als durch Neuheit glänzten — ſie lachte ſo laut und herzlich, daß ſie ſich die Augen trocknen mußte. Karl hatte aber heute lauter ſelbſtiſche Zwecke im Auge: erſtens wollte er Fränzchen ärgern und ſodann ſein vis-à-vis günſtig ſtimmen, damit es ihm das Rauchen erlaubte. Beſcheiden brachte er die Anfrage vor.

„Bitte, rauchen Sie," sagte seine gemütliche neue Freundin, „wenn es die andere Dame nicht geniert?"

Karl wandte sich mit einer verbindlichen Bewegung an Fränzchen, mit gezücktem Streichholz.

„Ich bedaure sehr," erwiderte sie in eiskaltem Ton, „das Rauchen macht mir Kopfweh."

Das war aber unrichtig, wie Karl genau wußte. Schwer geärgert über diese Ungefälligkeit, vergaß er die gebotene Vorsicht.

„Du hast es doch immer vertragen," fuhr er heraus, biß sich aber erschreckt auf die Lippen, als die Kirschendame sichtbar die Ohren spitzte und Fränzchen, dunkelerrötend, sich zum offenen Fenster hinausbog.

Die Kirschendame ertrug's nicht länger. Sie beugte sich zu Karl hinüber und sagte lautlos, nur mit den Lippen:

„Frau?"

Er schüttelte den Kopf.

„Braut?" im selben Ton.

Karl bedachte sich nicht lange, sondern nickte frischweg.

„Gezankt?" deutete das vis-à-vis an.

Abermals nickte er.

„O!“ ſagte das Fräulein jetzt mitleidig und hätte wohl noch weiter geforſcht, wenn nicht in dem Moment der Zug gehalten hätte.

„Station Eisdorf!“ rief der Schaffner.

Die kleine Dame begann ſofort in fieberhafter Angſt ihren Hut, ihre Schachteln und ihren Pfefferkuchen zu erfaſſen, und mit einem bedeutungsvollen: „Glückliche Weiterreiſe, meine Herrſchaften!“ verließ ſie den Wagen und taumelte in die Arme einer großen Familie, die ſie erwartet hatte.

Langſam ſetzte der Zug ſich nun in Bewegung. Karl ſah nun ſeinerſeits zum Fenſter hinaus.

„Nur ſich nichts vergeben!“ dachte er.

Ein zaghaftes „Karl!“ veranlaßte ihn, ſich umzuwenden.

„Karl, willſt du nicht deine Cigarre anzünden?“

„Du biſt ſehr freundlich,“ ſagte er kurz, und bald ſchwebten die blauen Dampfwolken zum Fenſter hinaus über die grünen Felder.

Mehrere Minuten vergingen. Karl überlegte, was er wohl jetzt ſagen ſollte — er beſchloß, dem Mädchen ſeine Launenhaftigkeit ernſtlich zu Gemüt zu führen, und während er ſich dieſe Worte

in Gedanken zurechtlegte, störte ihn ein leises Schluchzen.

Er schielte vorsichtig herum und sah Fränzchen mit dem Tuch vor dem Gesicht, in Thränen aufgelöst, in der Ecke lehnen. Da schmolz sein ohnehin nicht sehr hartes Herz, und mit einem Satz war er neben ihr. Zu einer leidenschaftlichen Liebeserklärung hatte Karl gar kein Talent, und so mögen unsere Leserinnen verzeihen, daß er sich seinem Charakter gemäß ausdrückte.

„Aber sage mir einmal, Fränzchen, wozu machst du nur dir und mir das Leben schwer? Wärst du vernünftig gewesen und hättest gestern Abend ‚Ja' gesagt, wie du doch meinst — nein, sei still, ich weiß es ganz gut — da säßen wir heute als glückliches Brautpaar in eurer Wohnstube, und abends führen wir mit dem Vater zu mir heraus, und du sähest dir die blaue Tapete an, die du selber ausgesucht hast."

Sie lachte unter Thränen und schüttelte den Kopf.

„Nun, freilich hast du sie selber ausgesucht," fuhr Karl gemütlich fort, „und wir beide, die sich schon gemeinsam die Wohnung eingerichtet haben, fahren hier, wie die Landstreicher, in der Eisen-

bahn, als wüßten wir nicht, wo wir hingehören! Nein, Fränzchen, wie soll das später werden, wenn wir da draußen auf dem Lande allein sitzen, und du willst so unvernünftig sein! Das geht nicht! Und jetzt steh' auf und sage: ‚Ich will sehr gut folgen, lieber Karl!'"

Er zog sie an der Hand empor, und sie sprach zwischen Lachen und Weinen die bedeutungsvollen Worte nach.

„So," sagte Karl nach einer Weile, als die erste Rührung beiderseits überstanden war — denn, gestehen wir es, auch unserem Helden wurde die Stimme etwas unklar — „nun will ich dir auch beichten — ich habe dich schon jemand als meine Braut vorgestellt!"

„Wem denn?" fragte Fränzchen erstaunt.

„Der kleinen Dame mit dem Kirschenhut," erwiderte Karl ruhig, „was hätte die sonst denken sollen?"

„Station Schrobeck!" rief der Schaffner, die Thür öffnend.

Unser Paar sah sich bedenklich an. Karl als Herr und Gebieter beschloß, was zu thun sei.

„Wann geht der nächste Zug nach L . . . .

zurück?" fragte er, den Namen von Fränzchens Heimatsort nennend.

„In einer halben Stunde."

„Nun, Fränzchen," sagte Karl heiter, „dann fahren wir in einer halben Stunde hübsch zu deinen Eltern! Aber was thun wir die halbe Stunde? Nur nicht zu Tante Amalie!" schauderte er.

„Wir trinken hier auf dem Bahnhof Kaffee," schlug Fränzchen vor.

„Bravo!" rief Karl und schlug dröhnend in die Hände, „du bist die richtige Frau für mich! Natürlich trinken wir Kaffee!"

Und nach einer halben Stunde saß das neue Brautpaar wieder im Eisenbahnwagen und dampfte den Weg zurück, den es vor wenigen Stunden gekommen war. Lassen wir sie ruhig ziehen — die kommen durch die Welt!

Der tolle Junker.

Die zu ebener Erde gelegene Weinſtube von Gerhold war heute ſchon beinahe leer, und nur eine einzige Gruppe nahe dem Fenſter ſchien ausharren zu wollen, bis der Herbſtmorgen dämmerte.

Drei oder vier Herren ſaßen bei einigen Flaſchen Wein in lebhaftem Geſpräch, und zwei andere waren an einem Billard beſchäftigt. Die Spieler gehörten anſcheinend zu der ſitzenden Geſellſchaft, denn ab und zu warf einer von ihnen eine kurze Bemerkung in die Unterhaltung am Tiſch.

Jetzt öffnete ſich die Glasthür, die von der Straße aus in das Zimmer führte, noch einmal, und ein Herr in mittleren Jahren, blond, blaß und vornehm ausſehend, trat ein, warf ſeinen Überrock ab und näherte ſich der Verſammlung am Fenſter, welche ihn lebhaft begrüßte, während die Billardſpieler ſeinen Eintritt noch nicht zu beachten ſchienen.

„Nun, Raven, Sie eröffnen die Saiſon recht früh," bemerkte einer der bereits Anweſenden; „es iſt doch ſträflich, im September ſchon in Geſellſchaft zu gehen."

„Was haben Sie da?" ſagte der als Raven Angeredete, „château d'Yquem? Schön, ich bin von der Partie! Und was die Geſellſchaft betrifft, ſo werden Sie mir zugeben, daß man Ausnahmen macht; ich wette, Sie alle hätten heute abend mit mir getauſcht, ich war bei Extings und habe im kleinen Kreiſe die Verlobung mitgefeiert."

Bei dieſen Worten wandte ſich einer der Herren am Billard raſch um; er hatte ein ſcharfes, geiſtvolles Geſicht, deſſen dunkle Augen durch eine goldene Brille blickten, ohne darum weniger jugendlich auszuſehen.

„Ei, da iſt ja auch unſer Hippokrates!" ſagte Raven, dem allbeliebten jungen Arzt die Hand ſchüttelnd. „Nun, Doktor, iſt alles zu Tode kuriert, daß Sie 'mal Zeit haben, hier Billard zu ſpielen? Welch glänzendes Zeugnis für den Geſundheitszuſtand unſerer Stadt!"

„Berufen Sie mein Glück nicht!" erwiderte Doktor Stein; „ich bin ſelbſt ganz erſtaunt über

dieſen Ausnahmezuſtand und habe zu Hauſe Befehl gegeben, mich zu verleugnen, außer in den dringendſten Fällen. Da iſt übrigens mein letzter Ball gemacht, Schrader, für heute ſind wir quitt!"

Er warf das Queue auf das Billard, trat zum Tiſch und ſchenkte ſich ein.

„Und nun," ſagte er, ſich einen Stuhl heranziehend, „erzählen Sie vom Verlobungsfeſt, Raven, das iſt ja intereſſant!"

„Ja, ja!" riefen die anderen durcheinander, „erzählen Sie, wie war das Arrangement, und wie benahm ſich das Brautpaar?"

„Das Arrangement war tadellos, wenn Sie das Büffet meinen," ſagte Raven; „es hatte nur wieder den alten Ertingſchen Fehler — weniger wäre mehr geweſen! Ich bitte Sie, für eine Geſellſchaft von zwanzig Perſonen ein Souper wie bei Hofe, Sekt in Strömen — nun, wir können es ja haben!"

„Und das Brautpaar?"

„Der Bräutigam war ſtill, ängſtlich und gutmütig wie immer, die Mama ſouffleriete ihm beſtändig! Er glaubte, ſeinen Geſchmack durch ſeine Wahl genügend bewieſen zu haben, und hatte ſich

im übrigen nicht mit dem Artikel angestrengt — brillantne Vorsteckнadel und mehr Ringe wie Finger! Nachdem mich ein schaudernder Blick darüber belehrt hatte, war ich unfähig, noch einmal hinzusehen. Die Alteration konnte mir schaden, — man muß auch an sich selbst denken!"

„Sie sind ein malitiöser Mensch!" sagte der Doktor. „Ludwig Erting ist ein guter, anständiger Kerl, der sich immer als solcher benehmen wird, wenn ihm auch die Lächerlichkeiten seiner Mutter ankleben. Wäre er innerlich anders, so würde Edith Brandau ihm auch nie ihr Jawort gegeben haben, verlassen Sie sich darauf!"

„Vergessen Sie die anderthalb Millionen nicht, bester Stein, die diesem Juwel als Fassung dienen!"

„Aber erzählen Sie weiter, Raven; wie sah die Comtesse aus?"

„So schön wie immer, oder vielleicht noch schöner," sagte Raven, „blaß, ernst und still! Ganz in Weiß mit einer altertümlichen, feinen Goldkette, wohl zehnmal um den Hals geschlungen — wie ein Aquarell von Passini!"

In diesem Augenblick rasselte draußen ein schwerer Wagen, er hielt vor der Thür des Wein-

hauſes, und ein graubärtiger Mann mit Hut und Kutſchermantel trat haſtig und verſtört in die Stube.

„Das gilt mir!“ ſagte der Arzt und ging dem Ankommenden entgegen.

„Herr Doktor, Sie müſſen gleich mitkommen,“ begann der Alte mit unſicherer Stimme, die noch mehr ſeine Angſt verriet, als das bleiche Geſicht, „unſer Herr liegt im Sterben!“

„Was Teufel!“ rief der Doktor und fuhr ſchon mit einem Arm in den Überzieher, während er ſich von den anderen verabſchiedete. „Ich empfehle mich bis auf weiteres, meine Herren — hoffe, es wird ſo ſchlimm nicht ſein!“

„Wer iſt denn krank?“ fragte Raven den Eilfertigen.

„Der alte Baron in Wolfsdorf!“ rief der Doktor ſchon im Hinausgehen. Die Thüre klirrte

ins Schloß, und wenige Augenblicke darauf raſſelte der ſchwere Landwagen über das Straßenpflaſter.

Ernüchtert durch dieſen Zwiſchenfall, kehrten die Herren zu ihrem Tiſch zurück und begannen ſich auch zum Aufbruch zu rüſten.

Raven hatte ſich mit Schrader von den anderen getrennt.

„Seltſam," begann er jetzt, als ſie miteinander durch die menſchenleeren, mondhellen Straßen ſchritten, „wie dieſe Botſchaft für den Doktor an unſer Geſpräch anknüpfte!"

„Inwiefern?" fragte ſein Begleiter überraſcht.

„Ja ſo, Sie ſind hier fremd in der Gegend! Sie müſſen wiſſen, Brandeck und Wolfsdorf grenzen aneinander, und Edith Brandau war als Kind mehr bei dem alten Baron Rüdiger als bei ihren Eltern, die ſie, glaube ich, etwas vernachläſſigten. Der alte Wolfsdorfer hatte einen Neffen, auch einen Rüdiger, der bei ihm aufwuchs, und der, wie man ſagte, eine Art Jugendliebe oder Kinderliebe der ſchönen Edith war."

„Und warum wurde nichts daraus?"

„Bah, weil es eben ein Unſinn war! Der junge Menſch hatte nichts und war nichts, ein

Tollkopf vom reinſten Waſſer. Und Brandaus — cela va sans dire — dadurch, daß Edith ſtatt des erhofften Sohnes kam, ging ihnen das Majorat durch die Finger; von dem Ertrag des verkommenen, verwirtſchafteten Brandeck konnten ſie eben exiſtieren! Überdies bekam der junge Rüdiger wegen ein paar ganz beſonders toller Streiche den Abſchied und ging als Fähnrich oder blutjunger Lieutenant nach Auſtralien — man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Und ſeine ſchöne Jugendliebe iſt ja getröſtet, wie ich mich heute überzeugen konnte!"

Sie waren bei ihrem Geſpräch vor Ravens Haus angelangt.

„Wie iſt mir denn," ſagte Schrader, „das Majorat iſt einer andern Linie zugefallen? Und dabei ſprach Gräfin Edith doch öfters von einem Bruder!"

„Stiefbruder, Beſter, Stiefbruder! Die alte Brandau hat aus erſter Ehe einen Sohn, Karl Düringshofen, einen leichtſinnigen Jungen! Er ſteht bei den Huſaren in M ... Jetzt aber gute Nacht, Schrader, ſchlafen Sie aus, es iſt ſündhaft ſpät geworden!"

Die Hausthür ſchloß ſich hinter ihm, und Schrader trat den Heimweg an.

O Gürtel und Schleier, o bräutlich Gewand!
Der Heini von Steier iſt wieder im Land!

Der Spätherbſt rauſchte in ſeinem rotgoldenen Mantel in voller Pracht durchs Land. Er ſtreute mit verſchwenderiſcher Hand einen leiſe kniſternden Teppich aus gelben Blättern über die großen Raſenplätze im Wolfsdorfer Park und verſchüttete den breiten Wallgraben rings um das Schloß mit dem Laub der uralten Weinſtämme, die an den Mauern emporkletterten und im Sommer als lichtgrüne Fahnen von den Türmen wehten.

Der alte Baron Rüdiger, auf deſſen Grabhügel jetzt die Oktoberſonne ſchien, hatte ſeine Freude daran gehabt, dem Schloß ſein mittelalterliches Anſehen zu erhalten; war es auch zum Teil verfallen und düſter, ſo that dies dem Charakter des Ganzen keinen Abbruch. Noch immer mußte der einkehrende Gaſt der herabgelaſſenen Zugbrücke harren und wurde vom Turmwächter mit Hörnerſchall begrüßt. Und daß alle dieſe Einrichtungen noch auf Jahre hinaus unverändert blieben, dafür

hatte der seltsame alte Herr in seinem Testament gesorgt.

Dieses Testament hatte Aufsehen gemacht und die verschiedensten Empfindungen und Gefühlsäußerungen im weitesten Kreise hervorgerufen. Mit Umgehung zahlreicher, liebevoll besorgter Vettern, die es an Erkundigungen und Besuchen bei dem kranken Oheim nicht hatten fehlen lassen, ernannte der Verstorbene seinen Neffen, den verabschiedeten Lieutenant Gerald von Rüdiger, zum Universalerben seiner beiden Güter, Wolfsdorf und Ewershausen, und seines ganz ansehnlichen Vermögens.

Ein Aufruf in allen Blättern meldete dem Betreffenden, dessen zeitweiliger Aufenthalt unbekannt war, das Geschehene. „Falls er sich nicht einstelle," so lautete die letztwillige Verfügung, „sollte ein Kuratorium zehn Jahre lang die Güter für ihn verwalten und ihm bei seiner etwaigen Rückkehr unverzüglich übergeben." Erst nach Ablauf dieser Frist hatte der Erblasser anderweitig über den Besitz verfügt.

Heutzutage fliegt ja alles durch die Welt, und so konnte es geschehen, daß wenige Wochen

nach der Teſtamentseröffnung der „verſchollene“ Rüdiger ſeinen Einzug in Wolfsdorf hielt und mit anſcheinend leichter, aber doch ſicherer Hand die Zügel der Regierung ergriff.

Er hatte von vornherein keinen ſchweren Stand mit ſeinen Untergebenen. Die Leute hingen an dem alten Namen, ſie hatten außerdem den tollköpfigen Junker von klein auf gekannt und gönnten ihm ſein Glück, und vor allem — Rüdiger verſtand es, mit ihnen umzugehen.

Wo er ſich zeigte, mochte er zu Fuß über die Stoppeln ſchreiten und den Gruß der Vorübergehenden freundlich erwidern, mochte er in der herrſchaftlichen Loge der Dorfkirche ſitzen — die Herzen flogen ihm entgegen! Ein wildes Scherzwort, ſein übermütiges Lachen, ſein ſchönes, tiefgebräuntes Geſicht, in dem bei aller Formgewandtheit und Sicherheit eine gewiſſe unbezähmte Kraft fremdartig anmutete, hin und wieder einer jener tollen Streiche, die ihn von Jugend auf zum faſt ſagenhaften Helden der Umgegend geſtempelt hatten, dabei ſeine warme, offene Herzensgüte, die für jeden Bedrängten ein williges Ohr, eine offene Hand hatte — alles das kam zuſammen, um ſeine

Untergebenen mit einer Art Eigentumsrecht und Stolz auf ihn blicken zu lassen.

So war er denn in der alten Welt schnell wieder heimisch geworden und fand sich in seine gänzlich veränderte soziale Stellung, vom heimatlosen Abenteurer zum festen Grundbesitzer, mit der ihm eigenen Leichtigkeit hinein; freilich behielt er nebenbei noch ein ganz genügendes Anrecht auf seinen alten Namen: „der tolle Junker!“

Besuche in der Nachbarschaft hatte er noch wenige gemacht; er stürzte sich vorläufig mit Feuereifer in die landwirtschaftliche Thätigkeit, und jede freie Stunde fand ihn auf der Jagd in seinen ausgedehnten Forsten.

Man hatte es in dem benachbarten Brandeck infolge dieses, seines zurückgezogenen Lebens bis dahin ermöglicht, der Tochter des Hauses, Edith Brandau, die Heimkehr des Jugendgespielen zu verschweigen, was um so leichter war, als sie bis zum gestrigen Tage in der Residenz ihre Aussteuer besorgt hatte.

Der Hochzeitstag rückte heran; im Anfang des Winters sollte der stolze Name Brandau gegen den reichvergoldeten, aber bescheideneren Erting

eingetauſcht werden. Man ſah zwar in gut unterrichteten Kreiſen voraus, daß die Fürſtin von T . . . , eine dem Herrſcherhaus naheſtehende lebensluſtige Witwe, die Edith beſonders liebte und bevorzugte, ihren Einfluß geltend machen würde, um Erting den Adel zu verſchaffen; doch mußte dieſer Schritt anſtandshalber verzögert werden, bis die Trauung ſtattgefunden hatte.

Der Bräutigam war heute auch zum erſtenmale ſeit der Verlobung auf einige Stunden nach Brandeck herausgekommen, und das Paar machte noch einen kleinen Weg durch den Park, ehe Erting zur Stadt heimkehrte.

Edith war im Reitanzug, ſie wollte nach des Verlobten Abreiſe noch einen ihrer einſamen Ritte durch den herbſtlichen Wald unternehmen. Erting beſtieg nie ein Pferd; er vermochte es ſogar ſelten über ſich, Ediths Rappen anders zu berühren, als daß er ihm mit weit von ſich geſtrecktem Arm den Hals klopfte. Die Schüchternheit und Zaghaftigkeit ſeines ganzen Weſens trat überhaupt auffällig zu Tage, nie aber mehr, als im Zuſammenſein mit ſeiner Braut.

Die alten Ulmen und Eichen im Park von

Brandeck hatten wohl noch kein so ungleiches Paar unter ihren Wipfeln hinschreiten sehen, als heute an diesem Oktoberabend. Edith, hoch, blumenschlank gewachsen, in der strengen Einfachheit ihres dunklen Reitanzuges, das schwarze Hütchen tief in die Stirn gezogen, unter dem krauses, goldrotes Haar, in einen einzigen starken Zopf geflochten, über die Schultern herabhing, bildete mit ihrer stolzen, sichern Haltung, ihrem anmutig festen Gange den schroffsten, fast komisch wirkenden Gegensatz zu dem schmalschultrigen, blassen, kleinen Manne mit dem festanliegenden, schwarzen Haar, der im Gesellschaftsanzug und schwarzen Cylinder neben ihr einherschritt. Das Gefühl des verlegenen Unbehagens, welches ihm jedes Alleinsein mit seiner Braut verursachte, stand in seinem gutmütigen Gesicht geschrieben. Er peinigte sich beständig ab, etwas zu finden, womit er Edith unterhalten könne — und es gelang ihm nie.

Edith gab sich keine Mühe, ihm beizuspringen. Sie blickte gedankenvoll in den zartnebeligen Wald hinaus, von dessen Wipfeln hier und da ein goldschimmerndes Blatt langsam, leise zur Erde fiel. Ein schöner Herbstabend ist ein mächtiger Zauberer;

mit den weißen Fäden, die vom Gewand des scheidenden Sommers in der Luft hängen bleiben, spinnt sich gar zu gern ein Stück Vergangenheit im Menschenherzen wieder an, es tändelt vor uns her, leicht und ungreifbar, wie die Schleier der Elfen — und wenn wir die Hand danach ausstrecken, legt es sich uns trüb vor die Augen — Herbstspiel!

Endlich brach Erting das Schweigen.

„Haben Sie noch einen Auftrag für mich, Edith? Ich kann ja alles bestellen! Vor Sonntag komme ich wohl nicht wieder heraus?"

Es lag eine Art schüchterner Frage in dem letzten Satz, die Edith zu überhören schien.

„Ich danke Ihnen," sagte sie freundlich, — sie war stets sehr freundlich gegen ihren Bräutigam; „aber ich glaube, es ist alles besorgt, was man überhaupt in der Welt besorgen kann, wir haben ja seit vierzehn Tagen nichts anderes gethan!"

Ein Ausdruck der Abspannung und Müdigkeit lag auf ihrem Gesicht, sie nahm den Hut ab und strich die dicken, goldenen Haarwellen aus der Stirn wie eine Last.

„Sie sehen blaß aus," bemerkte Erting besorgt; „ist Ihnen auch unser Spaziergang zu weit?"

Sie ſchüttelte lächelnd den Kopf.

„Vergeſſen Sie nicht, daß Sie ein Landmädchen vor ſich haben — ich bin an ſtundenlange Wege gewöhnt. Nein, es iſt nur die köſtliche Ruhe und Stille hier, die mir plötzlich klar macht, wie unruhig mir die letzten Wochen vergangen ſind — man lebt doch nur halb, wenn man in der Stadt lebt!“

„Falls Sie den Wunſch hegen, Edith, daß wir aufs Land ziehen — ich habe ja keine bindende Stellung in W....., dann kaufe ich ein Gut in der Nähe. Sie wiſſen es doch, daß mich nur Ihre Wünſche bei meinen Zukunftsplänen beſtimmen!“

„Nein, nein,“ erwiderte ſie müde und abwehrend, „was ſollte das? Sie ſind kein Landmann, und ich möchte mich in kein fremdes Gut mehr einleben.“

„Nun, wir können ja Brandeck kaufen,“ ſagte Erting, „die Mama würde gewiß ganz gern darein willigen, und der Kaufpreis müßte ſo geſtellt werden, daß er ihr eine ſorgenfreie Exiſtenz ermöglichte.“

Sie ſchnitt mit einer leidenſchaftlichen Gebärde ſeine Rede ab.

„Hören Sie auf — es macht mich wild, wenn

Sie von einem Kaufpreis für Brandeck sprechen! Sie sollen es nicht kaufen, ich habe den dringenden Wunsch, daß Karl es übernimmt."

„Ihr Bruder? Nun, Edith, das ist wohl ein wenig sanguinisch! Wenn ich als Kaufmann nichts von Landwirtschaft verstehe, wird ein so lebenslustiger Husarenlieutenant wohl auch kein Held darin sein!"

„Man hat aber öfter den Fall gehabt, daß aus einem Husarenlieutenant ein Gutsbesitzer wurde, als aus einem Kaufmann. Übrigens sind Sie nicht Kaufmann — können Sie denn nie vergessen, daß Sie dazu erzogen wurden?"

„Gewiß nicht!" entgegnete er mit einiger Energie. „Meine Neigungen und Interessen ziehen mich zum Handelsstand, und wenn ich Ihnen auch mit Freuden das Opfer bringe, demselben zu entsagen, so bin ich doch weit davon entfernt, mich zu gut für einen Stand zu halten, dem mein Vater seinen Reichtum und unsere ganze Familie ihre Stellung verdankt."

Sie blieb stehen.

„Sie sind ein ehrlicher Mensch, Ludwig," sagte sie und gab ihm die Hand, „und das habe ich

gern! Seien Sie nicht böse, daß ich Sie hart anließ; ich bin heut so grenzenlos nervös und habe Ihnen ja von Anfang an gesagt, daß Sie kein leichtes Leben mit mir haben werden!"

Edith war bezaubernd, wenn sie liebenswürdig sein wollte, und Erting, der meist mehr Furcht vor seiner Braut empfand, als Liebe zu ihr — hatte er sie doch zumeist auf den Wunsch seiner Mutter gewählt — vermochte sich diesem Zauber auch nicht zu entziehen. Er beugte sich über die schöne Hand, die seinen Ring trug, und führte sie an die Lippen — das einzige Vorrecht, das ihm die Etikette im Brandauschen Hause und besonders die einschüchternde, kühle Freundlichkeit Ediths während des Brautstandes gestattete.

Eine kleine, auf seiten Ertings etwas verlegene Pause folgte, die er endlich unterbrach, indem er seine Absicht aussprach, jetzt nach der Stadt zurückzukehren, da er den Abend noch eine Versammlung zu besuchen habe.

„Darf ich vor Sonntag noch einmal herauskommen?" fragte er, als er sich am Parkeingang von Edith verabschiedete.

Eine leise Enttäuschung flog über ihr Gesicht.

„Gewiß!“ ſagte ſie dann, indem ſie einen kleinen Tannenzweig zerpflückte und die einzelnen feinen Nadeln zerſtreut in die Luft warf, „kommen Sie, ſo oft Sie wollen, aber erwarten Sie nicht zu viel von meiner Geſellſchaft; ich genieße noch die Waldeinſamkeit und meine ſchönen langen Ritte — und dann ſind wir auch ſehr fleißig jetzt — aber wie geſagt, kommen Sie nur!“

Sie reichte ihm die Hand.

„Wenn Sie ins Schloß gehen, ſo ſagen Sie Mama, ich hätte meinen Ritt für heute aufgegeben, bliebe aber noch ein wenig im Freien,“ rief ſie ihm dann ſchon im Weitergehen zu, und während er ſtand und ihr nachſah, verlor ſich ihre ſchlanke Geſtalt in der Herbſtdämmerung der Parkgänge. Sie ſchritt langſam, wie abſichtslos, dahin, und erſt, als ſie ſich rechts gewandt hatte, und faſt an der Grenze von Brandeck angelangt war, wurde es ihr klar, daß ſie, einem unbewußten Zuge folgend, den Lieblingsplatz früherer Tage aufgeſucht hatte. Es war ein Teil des einſtigen Gartens, den jetzt ſelten mehr ein Fuß betrat, und der ſchon ſeit Jahren unbeachtet grünte und wucherte. Hier war es ſo ſchweigſam und abgeſchloſſen, der leiſe Moder-

hauch am Boden welkender Roſenblätter flog über die Beete, und der ſchluchzende Ton einer kleinen Fontäne machte die Stille nur bemerklicher.

Als die ſchöne, junge Braut ſich jetzt neben dem Marmorbaſſin jener Waſſerſäule auf den Raſen niederließ und mit gedankenſchweren Augen in den blaſſen Abendhimmel ſah, hätte die Elfe dieſer einſamen Stelle, die im Begriff ſteht, von ungeweihter Hand vertrieben zu werden, nicht lieblicher verkörpert werden können.

Vergangene Zeiten flogen an ihrem Blick vorüber, eine längſt in der Ferne verhallte Stimme klang an ihr Ohr. Wie oft hatte ſie früher hier geſeſſen, das verſchüchterte, kleine Mädchen, unbewillkommt und ungeliebt, ſcheu und wild wie ein Geſchöpf des Waldes. Bald

gesellte sich dann in ihrer Erinnerung die Gestalt des Jugendgespielen zu dem Bilde des einsamen Kindes — an diesem Plätzchen hatte er sie stets zu finden gewußt. Die Lücke in der Hecke, die Brandeck von Wolfsdorf trennt, war wohl längst zugewachsen. Wie schnell hatte er immer durchzuschlüpfen verstanden!

Dann saßen die Kinder zusammen, jagten sich, spielten, wurden größer und ernsthafter — aus den Märchen, die sie sich erzählten, wuchs langsam eine wahre Geschichte empor und sah sie mit hoffnungsfreudigen Augen an! Dann kam eine Trennungszeit, ein paar tolle Streiche des übermütigen Spielkameraden, und ein kühler, stiller Sommermorgen, an dem Gerald Rüdiger vor Sonnenaufgang an ihr Fenster kletterte, zum letzten Lebewohl; damit war's aus gewesen!

Von Liebe hatten sie beide nie gesprochen, und wenn Edith im Herzen daran geglaubt, so war sie eben thöricht gewesen; fünfmal hatten seitdem die Rosen geblüht, und kein einziges Briefblatt, kein Gruß aus der wilden Ferne, in die der Jüngling so kühn und abenteuerlustig gezogen, hatte ihr bewiesen, daß er noch ihrer gedacht.

Inzwiſchen war ihr Vater geſtorben, grollend mit ſich, mit ſeiner Gattin, mit der ganzen Welt, vor allem mit der Tochter, die ihm ſein Majorat gekoſtet — und dann kam eine Zeit harter Entbehrungen, die um ſo härter waren, als man dabei den Schein der Vornehmheit wahren mußte. Es kamen unſäglich bittere Stunden, in denen die Mutter, ſich der ganzen Heftigkeit ihres ungezügelten Temperaments überlaſſend, es Edith täglich und ſtündlich zum Vorwurf machte, daß ſie geboren, daß ſie noch im Hauſe ſei. Der bevorſtehende Ruin ihres Stiefbruders, der in einem Meer von Spielſchulden zu verſinken drohte, wurde natürlich auf das verlorene Majorat zurückgeführt, kein Augenblick, der nicht tauſend Kränkungen für das Mädchen gebracht hätte! Und als nun wieder ein Freier ſich zeigte, ein Millionär, dabei nach allgemeinem Urteil ein braver, guter Menſch, der ihr ſeine Hand und ſein faſt fürſtliches Vermögen bot — da hatte ſie freilich erſt Nein geſagt, und tauſendmal Nein rief es noch heute in ihr; aber der leidenſchaftliche Zorn der Mutter, die flehentlichen Bitten ihres Stiefbruders, und endlich ihr gekränkter Mädchenſtolz, der nicht einem nachtrauern wollte

der sie so ganz vergessen, alles das trat wieder vor ihr inneres Auge, als sie fragte, warum sie doch nachgegeben.

Am Tage ging es gewöhnlich gut, ganz gut.

Man ließ sie im wahren Sinne des Wortes nicht zu Atem kommen; die Hochzeit stand ja nahe bevor, und die Fürstin von T .... hatte es sich förmlich erbeten, für die Aussteuer sorgen zu dürfen. Edith mußte tagtäglich mit ihrer unermüdlichen Beschützerin umherfahren, in den glänzenden Läden der Residenz Bestellungen machen, Möbelstoffe und Tapetenfarben wählen. Die Abende führten sie dann meist in Gesellschaft oder ins Theater, und dem klösterlich erzogenen Mädchen war dieses Treiben so neu, so fremd und berauschend, daß sie zeitweise dachte, es sei wohl wirklich ein glückliches Los, das sie gezogen!

Aber dann konnte eine stille duftige Fahrt durch den Sommerabend kommen, ein einfaches Volkslied von alter Liebe und vergessener Treue sich ihr auf die Lippen drängen, und aller trügerische Glanz war fort — verwischt — zwei übermütige blaue Augen blitzten sie an — und es war alles, alles wieder wach in ihr, was sie so tief begraben geglaubt.

Sie ſchrak zuſammen und erhob ſich. Gewiß vermißte man ſie ſchon; wer hatte ſie auch geheißen, gerade heute den alten Platz aufzuſuchen? Sie ſchritt haſtig vorwärts, um auf einem Umwege über die waldige Fahrſtraße ins Schloß zurückzukehren und den Abendwind ihre heißen Augen kühlen zu laſſen, ehe ſie der Mutter gegenübertrat.

Als ſie ſo in tiefen Gedanken dahinſchritt, die Schleppe des Reitkleides emporhaltend, einen Büſchel friſchen Heidekrauts im Gürtel, mit dem ihre Hand ſpielte, ließ ein Kniſtern und Knacken in den Zweigen ſie überraſchend aufſehen. Aber gingen ſie denn wirklich um in der Herbſtſonne, die Geiſter der alten Zeit?

Ein rieſiger Bernhardinerhund ſprang mit ungeſtümen Sätzen auf ſie zu, und hinter ihm ſtand ein hochgewachſener Mann mit tiefgebräunten, wildſchönen Zügen, nicht mehr der blaſſe, abſchiednehmende Jüngling von damals; aber wann und wo hätte ſie dieſe Augen nicht erkannt! Stumm und bleich wie ein Mondſtrahl ſtand ſie ihm gegenüber — ihr war, als müßte das erſte Wort den Zauber brechen und er wieder verſchwinden auf Jahre — auf immer!

Und auch er ſprach nicht, er ſah feſt und unverwandt auf den kleinen Ring an ihrer Hand, den der letzte Sonnenſtrahl eben auffunkeln ließ. So ſtanden ſich beide ſtill gegenüber; keins fand einen Laut zur Begrüßung. An ihrem Fuß klirrten die goldenen Ketten eines reichen Freiers — und er wußte es!

Endlich überwand ſich Edith zum erſten Wort. „Wir haben uns lange nicht geſehen, Gerald,“ ſagte ſie und ſtreckte ihm die bebende, kleine Hand hin.

Wie beängſtigt von dem regungsloſen Schweigen, in dem er verharrte, ohne auf ihren Gruß zu antworten, fuhr ſie haſtig mit fliegendem Atem fort:

„Ich war mehr wie überraſcht, als Sie ſo plötzlich vor mir ſtanden; ſeit einigen Wochen bin ich von Brandeck fort geweſen, und bei meiner Abreiſe fehlte noch jede Nachricht über Sie, man hielt Sie allgemein für verſchollen.“

„Das Gerücht iſt ein wenig voreilig, wie Sie ſehen,“ erwiderte er langſam und mit erzwungener Ruhe, „auch war die Annahme nicht „allgemein“, wie Sie ſagen. Eine hat immer von mir gewußt. Haben Sie ſich in den ganzen langen fünf Jahren nicht um meine Mutter bekümmert?“

Seine Stimme war bei dem ehrlichen, einfachen Ton der Frage weicher geworden; aber Edith erhob den Kopf so stolz, als wollte sie den Vorwurf, der in den Worten lag, schon zurückweisen, ehe sie sprach.

„Ich hatte keine Berechtigung dazu," sagte sie kalt. „Warum haben Sie in den „ganzen langen fünf Jahren" nicht einmal direkt von sich hören lassen?"

Er schwieg einen Augenblick und sah vor sich nieder.

„Sie haben recht, Edith, ganz recht — aber wie Sie mich kennen, sollten Sie nicht so fragen! Ich bin kein Federheld und hätte auch in den ersten Jahren verzweifelt wenig Rühmenswertes von mir zu erzählen gewußt! Ich habe mich in allen Sphären des Lebens umhergetrieben, nur in keiner, die ich Ihnen hätte anschaulich machen können oder mögen! Sie wissen, ich habe es mündlich nie verstanden, mich besser zu machen, als ich bin; so wollte ich es schriftlich auch nicht versuchen, und da ich von meiner Mutter bis vor einem Jahr, wo ich sie verlor, immer hörte, daß es Ihnen wohl ging, so nahm ich an, daß Sie auf dieselbe Art auch von mir hören und an mich denken würden."

Sie unterbrach ihn mit einer ſtolzen Bewegung des Unmuts.

„Sie haben mich zu hoch — oder zu niedrig geſchätzt, Baron Rüdiger; man mag in meiner „Lebensſphäre“ nicht ſo viele Kenntniſſe erwerben, als Sie Gelegenheit hatten, zu thun, aber eines habe ich gelernt, bis zur Vollkommenheit — zu vergeſſen, wo ich vergeſſen war!“

Sie brach ab und ſtrich aufatmend mit der Hand über die Stirn. Er ſtand ſchweigend vor ihr und ſah ſie traurig an, dann trat er einen Schritt auf ſie zu.

„Edith,“ ſagte er, und bot ihr herzlich die Hand, „einen ſolchen Ton mag ich nicht von Ihnen hören, ob ich ihn verdient habe oder nicht! Er iſt des Mädchens nicht würdig, die an einem kühlen Frühlingsmorgen mit Thränen in den Augen zu mir ſagte, „wann Sie auch wiederkommen, Gerald, Sie werden mich als dieſelbe finden, die Sie verlaſſen haben!“ Dieſe Worte haben mich auf all meinen wilden Wegen begleitet, Edith; ich hörte ſie, wenn ich des Abends mit meinen Jagdgeſellen im Walde lag, in den Schein des Wachtfeuers ſtarrte und meine thörichten Träume von der Heimat

träumte. Wollen Sie wiſſen, was der, der Sie „vergaß“, wie Sie ſagen, da träumte, Edith? Von einem alten Schloß, wild und einſam, unter deutſchen Buchen, in dem ich und — noch eine abends am Fenſter ſtanden, wenn die Nachtigallen ſchlugen —“

„Hören Sie auf!“ unterbrach ihn Edith mit zitternder Stimme; „ſelbſt wenn ich Ihnen glaubte oder glauben wollte — ich habe nicht mehr das Recht, ſolche Worte anzuhören — ich bin Braut!“

„Man hat es mir erzählt,“ ſagte Rüdiger finſter, „und ich habe erſt gelacht, dann geflucht und mich immer wieder gefragt: was haben ſie mit meinem ſtolzen Mädchen angefangen, durch welche Teufelskünſte iſt ſie ſo weit gebracht worden, Ertings Braut zu werden? Edith, es wäre zum Lachen, wenn es nicht ſo furchtbar ernſt wäre! Wiſſen Sie, was Sie thun?“

Sie ſchwieg und kämpfte einen ſchweren Kampf mit ſich, ehe ſie antwortete — die Stimme vor ihr war ja doch und trotz allem die Muſik ihrer Jugendjahre geweſen! Aber es war vorüber!

„Sie haben eigentlich kein Recht zu dieſer Frage“, erwiderte ſie hochmütig, „aber ich will Ihnen antworten, — um alter Zeiten willen! Ja,

ich weiß, was ich thue; Erting hat nicht nur mein Wort, sondern ich schulde ihm aufrichtige Achtung und Dankbarkeit, weil er groß und zartsinnig an uns gehandelt hat. Ist Ihnen das genug?"

„Ja und nein," sagte er, während er den Zorn niederzukämpfen suchte, den ihr kalter Ton in ihm anfachte, „ich verstehe Sie, Edith — in dürren Worten: Erting hat Ihrem Stiefbruder die Schulden bezahlt, und dafür sind Sie seine Braut geworden. Hölle und Teufel!" rief er plötzlich und schleuderte sein Gewehr, mit dem er gedankenlos gespielt hatte, in jäh ausbrechender Wut weit von sich, daß es mit dumpfem Klange auf den Boden schlug, „daß ich hier stehen soll, ich vor allen Menschen auf der ganzen Erde, und mit Ihnen Ihre Verlobungsgeschichte verhandeln, Edith — das ist mehr, als ich ertragen kann. Machen Sie ein Ende, sage ich, machen Sie ein Ende, meine Geduld hat ihre Grenzen!"

„Und worin soll dies Ende bestehen?" fragte sie, während sie ihn unverwandt ansah. Wie gefiel er ihr in seinem urwüchsigen Zorn!

„Sie sollen mir sagen, daß ich ihn, oder mich, oder Sie niederschießen darf, daß diese ganze Braut-

ſchaft ein widerwärtiges, tolles Puppenſpiel iſt und Sie mir doch im Grunde treu geblieben ſind, trotz aller Ihrer ſchönen Reden."

Sie trat einen Schritt auf ihn zu.

„Gerald, Gerald!" ſagte ſie in halb traurigem, halb leichtem Ton und legte ihre kleine Hand auf ſeinen Arm, „ich habe doch mehr gelernt, als Sie in den fünf Jahren, mein alter Spielkamerad! Man kommt mit ſolchen Sturmesflügeln nicht durch die Welt, glauben Sie es nur! Mir hat das Leben die Schwungfedern ſchon geknickt, eine nach der andern, und ich habe es ganz hübſch begriffen, daß man ſich in Unabänderliches fügen muß. Aber Sie — wie Sie da vor mir ſtehen und mit dem Fuß aufſtampfen, iſt es mir gerade, als wären wir um zehn Jahre jünger und ſpielten hier im Walde „Räuber und Prinzeſſin!" Sie ſind wirklich noch ganz derſelbe —"

„Der vor fünf Jahren aus dem Stubenarreſt entwiſchte und ſeine Carriere in die Luft fliegen ließ, um Edith Brandau einen Kotillonſtrauß zu bringen. Sie mögen recht haben," ſagte er ſpöttiſch; „nun, Sie haben ja Ruhe für uns beide, ich könnte darin viel von Ihnen lernen! Für heute iſt wohl

aber die Lektion beendet, ja? Ich darf mich empfehlen, und Sie gehen ins Schloß zurück, Erting kommt doch gewiß zum Thee — ich will Sie nicht aufhalten, Gräfin!"

Er nahm seinen Hut auf und ging mit tiefer Verbeugung. Als er einige Schritte gethan hatte, rief Edith zögernd: „Gerald!"

Er wandte sich hastig um.

„Ihr Gewehr, Baron Rüdiger — und Sie haben mir nicht Lebewohl gesagt!"

Er kam langsam näher und hob das Gewehr vom Boden auf, dann stützte er sich darauf und blieb einen Augenblick stehen.

„Edith," sagte er hart und kalt, „hüten Sie sich vor mir! Wie wir beide uns kennen, taugt es nicht, wenn Sie mit mir spielen wollten, wie damals, wo ich für ein freundliches Gesicht von Ihnen bis ans Ende der Welt gelaufen wäre. Ich bin zu alt dazu, Edith, und es könnte Ihnen doch einmal verzweifelt schlecht gefallen, wenn ich Ernst aus dem Spiel machen wollte! Ich habe noch ein gutes Teil Wildheit in mir. Lassen Sie mich lieber in Frieden — es ist für uns beide und für Ihre Porzellanpuppe von Bräutigam

„Edith," sagte er hart und kalt, „hüten Sie sich vor mir!"

beſſer, wenn ich andere Wege gehe! Und nun, gute Nacht, Edith!“

Er ſtreckte ihr die Hand hin, ſie nahm ſie nicht.

„Nein, Gerald,“ ſagte ſie weich und traurig, „gehen Sie nicht ſo im Zorn von mir fort! Ich habe vorhin, weil ich gekränkt war, nicht bedacht, daß auch Sie im Augenblick etwas zu verwinden hatten; wollen wir uns nicht gegenſeitig verzeihen, Gerald? Es iſt doch wahrſcheinlich, daß uns die nahe Nachbarſchaft hier jetzt bisweilen zuſammenführt; ſollen wir, zwei ſo getreue Kameraden von einſtmals, dann fremd und kalt aneinander vorbeigehen? Ich bin ja ohnehin nicht mehr lange hier —“

Eine heftige Bewegung flog über ihr Geſicht, und plötzlich brach ein Strom von heißen Thränen aus ihren Augen, der zur Genüge bewies, daß die Ruhe der letzten Stunden erkünſtelt geweſen.

„Edith, was thun Sie?“ rief er, wie außer ſich und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Aber ſie hatte ſich ſchon gefaßt und wies ihn mit einem energiſchen Kopfſchütteln zurück.

„Gerald, verſtehen Sie mich recht,“ ſagte ſie feſt im Ausdruck, wenn auch die Stimme noch

bebte, „ich ſchäme mich dieſer Thränen nicht, ſie waren ein Tribut an unſre ſchöne, luſtige, traurige Vergangenheit, die uns ja doch kein Menſch rauben kann! Aber wir leben in der Gegenwart, Gerald, und dürfen nur danach fragen, ob wir recht thun, nicht ob es uns gefällt! Dazu helfe mir Gott — und Sie, mein alter Kamerad, Sie werden mir gewiß nicht dabei hinderlich ſein wollen! Gute Nacht, Gerald!“

Und während er noch erregt und zweifelnd ſtand, ohne ihr zu antworten, verließ ſie ihn und ging nach dem Park zurück. Der höher und höher ſteigende Herbſtnebel ſchien, wie ein wallendes Meer, ſie in ſich aufzunehmen, und als er ſich hinter der verſchwindenden Geſtalt, einem grauen Vorhang gleich, zuſammenſchloß, da erſt empfand es Gerald mit wildem Schmerz, daß er ſie wirklich und unwiederbringlich verloren habe!

Gott ſchütz' dich vor dem ungeſchlachten,
Ohn' Maßen groben Kavalier!

Der große Wohlthätigkeitsbazar, der unter dem Protektorat der Fürſtin von T... alljährlich zum Beſten eines von ihr gegründeten Kranken-

hauses stattfand, wurde in diesem Jahre bei Lampenlicht abgehalten, wie böse Zungen behaupteten, weil der Teint der hohen Frau nicht mehr so ganz dem Tageslicht Probe hielt, wie in früheren Zeiten.

Die Fürstin verkaufte zwar nicht selbst, aber sie ging ab und zu und war unermüdlich im Anordnen, wie in allem, was in irgend einer Form Vergnügen hieß.

Edith Brandau hatte ihre Mitwirkung selbstredend zusagen müssen; sie war schon von je durch ihre Erscheinung die Krone jedes solchen Unternehmens, und jetzt, wo der etwas seltsame Brautstand die allgemeine Neugier in Bezug auf das schöne Mädchen noch erregt hatte, durfte man eine besondere Anziehungskraft für die Kauflust des Publikums von ihr erwarten.

Die Stunde, wo die Gesellschaft sich in die Verkaufsstätte drängte, hatte noch nicht geschlagen; doch waren die Unternehmerinnen schon erschienen und nahmen beim strahlenden Lampenlicht an den sehr bunt und geschmackvoll arrangierten Tischen Platz, während sie hier und da noch einen Gegenstand in besseres Licht stellten, dort einen mehr

wohlgemeinten, als geſchmackvollen Beweis des Wohlthätigkeitſinnes in den Hintergrund ſchoben.

Edith ſaß unbeſchäftigt in ihren Seſſel zurückgelehnt. Ein mattblauer, ſchwerer Stoff umrauſchte ſie, wie das Element, dem ſie mit ihren Nixenaugen und ihrem Goldhaar anzugehören ſchien. Neben ihr lag ein rieſiger weißer Kamelienſtrauß; die zarten Blumenblätter waren kaum bleicher, als das Geſicht der ſchönen Braut, der ſie in Ertings Auftrage vor wenigen Augenblicken beim Eintritt in den Saal überreicht wurden.

Das Mädchen war in tiefes Sinnen verloren. Die kurzen Wochen, die zwiſchen ihrer Unterredung mit Gerald und dem heutigen Abend lagen, hatten ihr ſo manche Stunde gebracht, die jede Fiber ihres Herzens erzittern ließ und ſie in den ſeltſamſten Konflikt mit ſich brachte.

Zufall und Abſicht verbündeten ſich, um ſie wieder und wieder mit dem Jugendfreunde zuſammenzubringen, und der auf „freundſchaftlicher“ Baſis angeknüpfte Verkehr, den ihr eigener Wille hervorgerufen hatte, nahm nur zu bald die leidenſchaftliche Färbung wieder an, die Geralds ganzem Weſen ſeine Eigentümlichkeit und ſeinen Reiz ver-

lieh. Er hatte sich mit scheinbarer Unbefangenheit im Hause ihrer Mutter eingeführt, er, der sonst so ungestüm Reizbare, schien die Kälte der Gräfin, den schlecht verhehlten Widerwillen Ertings nicht zu bemerken, für ihn existierte nur Edith!

Und sie hatte nicht die Kraft, ihm zu zeigen, daß es so nicht sein dürfe — oder hatte sie doch nur, wenn er nicht in ihrer Nähe war! Dann gelobte sie sich jedesmal, sie wollte ihm mit klaren Worten sagen, daß er lieber fernbleiben solle, daß es für alle Teile das beste sei, wenn er vor ihrer Hochzeit das Zusammentreffen vermeide; wenn er aber dann wiederkam und sie den ganzen Zauber empfand, den seine Stimme und seine Augen auf sie übten, dann tröstete sie sich mit jenem gefährlichsten Trost: „es ist ja nicht auf lange, ich bin ja bald fort, und einmal Frau, werde ich ihn nicht wiedersehen!“ Und sie vermied es nicht, wie sie gesollt hätte, ihn zu sprechen und ihm zu begegnen; sie spielte ein gefährliches Spiel an einem Abgrunde, weil sie nicht vergessen konnte, daß jenseits dieses Abgrundes die blaue Blume wuchs, die jeder träumt und jeder anders benennt und die ihr — erste Lieb hieß!

Sie wurde aus ihren Gedanken durch ein plötzliches Geräusch gerissen. Soeben erschien die Fürstin mit ihren Damen in den weit geöffneten Flügelthüren. Mit einem prüfenden Blick überflog dieselbe das Arrangement der Tische, eine Verbeugungswoge begleitete sie von einer Verkäuferin zur andern, bis sie den Brandauschen Tisch entdeckte.

Sie eilte mit ausgestreckten Händen auf Edith zu.

„Seien Sie mir willkommen, mein liebes Kind," sagte sie und strich zärtlich über das goldrote Haar der jungen Dame, die sich tief verneigte. „Sie sehen bleich aus! Ich weiß, daß Sie sich heute opfern durch Ihr Erscheinen; aber ich erkenne es auch an, glauben Sie mir!"

„Wenn die Anwesenheit meiner Tochter wirklich ein Opfer ist, Durchlaucht," sagte die Gräfin Brandau, Edith, welche schweigend dastand, einen zornigen Blick zuwerfend, „so wäre es doch durch diese Anerkennung schon reichlich vergütet!"

Die Fürstin winkte begütigend.

„Lassen Sie mir meinen Liebling unangefochten, Gräfin, Edith hat das Vorrecht, ein wenig launenhaft zu sein, es steht ihr ja doch alles gut! Und

nun, meine liebe Edith, was haben wir hier? Wie ich sehe, sind noch neue Schätze angekommen!"

Während die Damen sich in die Besichtigung und Erklärung der ausgestellten Gegenstände vertieften und die Gräfin sich nach ihrem etwas weiter entfernten Tische begab, begann der Saal sich langsam zu füllen.

Eine große Anzahl von Herren fand sich ein, unter ihnen die meisten Vertreter jener Gesellschaft, die am Eingange unserer Erzählung in der Weinstube zusammengesessen hatten; auch Raven fehlte nicht, er gab seine gewohnten ironischen Bemerkungen über Menschen und Dinge zum besten, während er an den Verkaufsstätten entlang schritt.

Nach einer Weile zeigte sich Ertings unscheinbare Gestalt im Frack und weißer Halsbinde, eine Rosenknospe im Knopfloch. Langsam ging er von Tisch zu Tisch, wurde überall gerufen und aufgehalten und kam endlich bei seiner Braut an gleichzeitig mit Raven, der eben die Fürstin begrüßt hatte und sich nun neben ihrem Sessel placierte.

„Nun, Herr Erting," rief sie dem sich tief Verbeugenden entgegen, „Sie kommen doch mit gefülltem Beutel? Ich hoffe umsomehr von Ihrem

Wohlthätigkeitssinn, als Sie den Gaben, die Ihnen diese Hand darreicht, sicher nicht zu widerstehen vermögen."

„Erting verhält sich doch am Ende passiv," sagte Raven für den verlegen Verstummten, „er weiß, daß er bereits das Schönste zu eigen hat, was ihm die Welt bieten kann; was sollte ihn da wohl noch verlocken?"

„Das steht auf einem andern Blatt," erwiderte die Fürstin, während ihr Blick lächelnd Edith streifte, welche durch keine Miene verriet, ob sie Ravens Worte überhaupt gehört, „ich rede von Dingen, die gekauft werden können!"

In dem Augenblick glitt ein schmerzlicher Zug über das bleiche, schöne Mädchengesicht; hastig wandte sie sich ab und suchte in den Gegenständen auf dem Tisch umher.

Es blieb dahingestellt, ob einer der Anwesenden den Doppelsinn der Worte erfaßt hatte oder nicht.

Die Aufmerksamkeit der Fürstin richtete sich plötzlich auf den Eingang des Saales, und sie wandte sich zu Raven.

„Ich bitte Sie, Herr von Raven, wer ist der große, blonde Mann, der eben eintritt? —

Ach, Sie sehen ja nicht hin! — dort, im Jagdkostüm —"

„Das ist der sogenannte „tolle Junker", Baron Rüdiger; erinnern sich Durchlaucht nicht mehr? — der jetzt Wolfsdorf geerbt hat. Eine sonderbare Idee, in diesem Aufzug hier zu erscheinen."

„Jedenfalls eine kleidsame Idee," sagte die Fürstin, deren Augen immer noch den Besprochenen fixierten, „das ist eine interessante Erscheinung. Wie geht es zu, daß man diesen neuen Ankömmling noch gar nicht zu Gesicht bekommen hat?"

„Rüdiger liebt es, gegen die gesellschaftlichen

Formen zu verstoßen, Durchlaucht," sagte Erting etwas bitter, „er sucht darin eine gewisse Originalität!"

„Das thut er nicht!" rief Edith plötzlich mit Energie und tief errötend, „er ist ein Naturmensch durch und durch, und wenn er sich in seiner sorglosen Weise gehen läßt, so ist das eben originell, und er braucht es nicht erst zu suchen, wie Sie sagen!"

Erting biß sich auf die Lippen. Die Fürstin sah mit einem forschenden Blick nach dem plötzlich so lebhaft sprechenden Mädchen und wandte sich dann zu Raven:

„Bringen Sie mir doch diesen seltenen Vogel einmal, Herr von Raven, ich möchte gern durch den Augenschein urteilen."

„Durchlaucht gestatten wohl, daß ich mich für einige Minuten beurlaube," sagte Erting rasch, während Raven sich anschickte, Rüdiger aufzusuchen.

Die Fürstin winkte gnädig gewährend mit der Hand und wandte sich zu Edith, als Erting sich entfernt hatte.

„Edith, dieser Rüdiger sieht unbändig inte-

reſſant aus. Iſt er wirklich eine Jugendliebe von Ihnen? Wie ſchade dann!"

Und ein nicht mißzuverſtehender Blick folgte der kleinen Geſtalt Ertings.

„Durchlaucht ſind grauſam," erwiderte Edith mit zuckenden Lippen; „habe ich das verdient? Wer mir in der Zeit meiner Verlobung ſo nahe geſtanden hat, ſollte anders denken oder ſprechen!"

Edith durfte viel wagen. Die Fürſtin ſah einen Augenblick wie beſtürzt vor ſich nieder.

„Verzeihen Sie mir!" ſagte ſie dann in ihrer gewohnten leichten Art. „Sie wiſſen, ich ſage gern, was ich denke, und im Moment kam mir die Idee, welch herrliches Paar Sie beide — doch halt, er kommt!"

Rüdiger trat mit Raven zu der Fürſtin.

„Sie haben uns auf Ihre Bekanntſchaft warten laſſen, Baron Rüdiger," ſagte ſie in liebenswürdigem Ton; „ich habe Ihren Oheim ſehr wohl gekannt und weiß mich Ihrer ſelbſt aus Ihrer Fähnrichszeit dunkel zu erinnern! Haben Sie alles Attachement für alte Bekannte in der Fremde verlernt?"

„So wenig, wie die deutſche Sprache, Durch-

laucht," erwiderte Rüdiger verbindlich; „wenn ich trotzdem ein Versäumnis beging, so bitte ich, es in Gnaden der partiellen Verwilderung zuschreiben zu wollen, der man bei einem Jägerleben, wie ich es seit fünf Jahren führe, doch nicht entgeht."

„Rüdiger kokettiert ein wenig mit dieser Verwilderung," sagte Raven in seiner gewohnten ironischen Weise, „man muß seine tadellosen Verbeugungen sehen, um zu staunen, daß er in Californien Gold gegraben, in Australien —"

„Ich bitte, erklären Sie mich nicht," unterbrach ihn Rüdiger kurz, „außerdem sagen meine Verbeugungen durchaus nichts — man muß mit den Wölfen heulen. Meinen Sie, ich hätte in Amerika nicht mit den Affen um die Wette klettern und mit der größten Eleganz Kokosnüsse pflücken und Grimassen schneiden können? Dafür ist man eben Kosmopolit!"

Die Fürstin sah belustigt aus, ihr Interesse an dem schönen, wildaussehenden Jägersmanne wuchs.

„Nun, da Ihnen das Parkett nicht so ganz fremd geworden ist," sagte sie, sich erhebend, „so hoffe ich, Sie öfters zu sehen. Wir musizieren jeden Freitag in kleinem Zirkel, und Sie sind

hiermit benachrichtigt, daß Sie erwartet werden. Nun aber muß ich gehen, ich habe schon über die Gebühr lange bei Ihnen verweilt, Edith — auf Wiedersehen!"

Raven geleitete sie zu den anderen Tischen, während Rüdiger schweigend vor Edith stehen blieb.

„Ich dachte, Sie wollten mir heute überhaupt nicht guten Abend sagen!" nahm sie endlich lächelnd das Wort, ohne ihn anzusehen.

„Ich wollte auch nicht; aber Ihnen gegenüber muß ich stets, auch was ich nicht will! Schütteln Sie nicht wieder den Kopf, erzählen Sie mir lieber, wie Ihnen unser gestriger Weg bekommen ist!"

„Ich liebe keine Reminiscenzen, und heute bin ich auch gar nicht als Privatperson hier; ich denke, Sie sollen mir viel abkaufen, hier, die schöne Jagdtasche —"

„Haben Sie sie gearbeitet?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Kennen Sie meine ungeschickten Hände nicht mehr? Ich verstand es stets besser, mit der Reitpeitsche umzugehen, als mit der Nadel! Aber nun ernstlich, was kaufen Sie?"

„Nur eins!“ erwiderte er langsam, „aber für dieses Eine gebe ich Ihnen meine ganze Börse preis!“

„Und das wäre?“

„Sie werden es nicht geben wollen!“

„Ist es bei den Verkaufsartikeln?“ fragte sie ahnungslos, was er meinte.

Er lachte.

„Ja, es liegt dabei!“

„Nun, dann habe ich nichts zu geben oder zu verweigern; mein ganzes Sinnen und Trachten ist auf einen möglichst hohen Preis gerichtet. Wo ist es?“

„Hier!“ erwiderte er und nahm das Kamelienbouquet vom Tisch, während er seine gefüllte Börse ernsthaft in ihre kleine Geldkasse gleiten ließ.

„Was machen Sie mit dem Bouquet meiner Braut?“ sagte plötzlich Ertings Stimme hinter ihm, ehe Edith Zeit gehabt hatte, Einspruch zu thun.

„Ich habe es gekauft!“ sagte Rüdiger und blickte herausfordernd auf seinen kleinen Rivalen nieder.

Edith mischte sich hastig ein.

„Thorheit, Baron Rüdiger! Sie mußten selbst

ſehen, daß ich nicht daran denken konnte, Ihnen dieſen Gegenſtand zu verkaufen — legen Sie gleich das Bouquet wieder her! Es war nur ein Scherz," wandte ſie ſich verwirrt an Erting.

„Das Bouquet iſt mein," erwiderte Rüdiger, ohne ſich an Ertings zornbleiche Miene zu kehren, „dort liegt meine Börſe. Geſchäft iſt Geſchäft, Herr Erting, das müſſen Sie als Kaufmann doch am beſten wiſſen!"

„Sie ſind unartig, Gerald!" fiel Edith wieder haſtig ein, „ich allein habe das Recht, hier zu entſcheiden. Legen Sie das Bouquet wieder her, ich mag Ihr Geld nicht haben; auf ſophiſtiſchem Wege bin ich nicht wohlthätig!" Sie hielt ihm die Börſe hin.

„Das Bouquet!" wiederholte ſie.

„Geben Sie das Bouquet her!" ſagte Erting gleichzeitig, mit vor Wut faſt erſtickter Stimme. „Haben Sie ein Recht darauf oder ich?"

„Leider Sie!" erwiderte Rüdiger lachend und hielt den fraglichen Gegenſtand hoch in die Höhe, „aber trotzdem bleiben dieſe Blumen mein; ich würde eher meinen Kopf hergeben, als auch nur ein einziges Blättchen aus dem Strauß! Geben

Sie ſich keine Mühe, Erting, Sie können ihn gar nicht erreichen!“

„Genug,“ ſagte Edith jetzt ſchnell und beſorgt, da ſie ſah, daß Erting aufs äußerſte gereizt war, „*ich befehle*, daß Sie die Blumen meinem Bräutigam geben, Gerald!“

Sie hatte noch nie mit dieſem Ausdrucke von Erting zu Rüdiger geſprochen, ſein ſchnell entfachter Zorn loderte auf. Er nahm den Strauß und die ſchwere Börſe, und mit dem heftigen Ausruf: „So ſoll ſie niemand haben!“ ſchleuderte er beides durch das geſchloſſene Fenſter in den Garten und verließ dann den Saal, ohne irgend jemand Lebewohl geſagt zu haben, während die ganze Geſellſchaft ſtumm und entſetzt dem „tollen Junker“ nachſah, der ſich eben wieder ſeines Namens ſo wert gezeigt hatte.

Die Fürſtin, welche am andern Ende des Saales beſchäftigt geweſen, hatte ſich beim Klirren der Fenſterſcheibe raſch und erſtaunt umgewendet und ſandte jetzt Raven ab, um den Grund dieſer Störung zu erfahren. Als er mit dem Bericht zu ihr zurückkehrte, lachte ſie hell auf:

„Köſtlich, Herr von Raven, dieſer Rüdiger iſt

wirklich ein Original! Aber wie erfrischend wirkt das in unseren nüchternen Kreisen!"

„Ich fürchte, Durchlaucht, daß Herr Erting die Sache nicht in diesem Sinne auffassen wird," sagte Raven, „er schäumte geradezu vor Wut, und seine Mutter, die eben eintrat, um das Bouquet des Söhnchens fliegen zu sehen, war mindestens ebenso empört! Wenn die Sache nur nicht ernstere Folgen hat!"

„Das wäre ja abscheulich!" rief die Fürstin lebhaft, „und gerade jetzt, wo ich mir vorgenommen habe, den interessanten Goldgräber zu unseren kleinen Festen heranzuziehen; eine derartige Differenz würde alles zerstören. Das muß verhindert werden, um jeden Preis! Ich werde die Familie Erting versöhnen, Herr von Raven, ich bringe der Außergewöhnlichkeit ein Opfer!"

Sie ging lachend davon, und Raven folgte ihr, etwas ingrimmig murmelnd: „Besonders wenn diese „Außergewöhnlichkeit" ein so hübsches Gesicht hat, da opfert man sich mit Leichtigkeit!"

Aber Ludwig Erting war bereits den suchenden Augen der Fürstin entrückt. Er faßte den Arm seiner Mutter und zog sie mit sich hinaus.

„Ich gehe nach Haus," sagte er auf ihren verwundert fragenden Blick.

„Und Edith? Ich weiß nicht, wie du bist, Ludwig. Du wirst doch deine Braut nicht allein hier lassen!"

„Ich gehe nach Haus," wiederholte er heftig; „für heute habe ich wieder einmal genug von dem vornehmen Brautstand. Was! Ich soll mich wohl von dem infamen Abenteurer, dem Rüdiger, wie einen Schuljungen necken und zerren lassen? Mutter, ich sage dir, es geht nicht gut; wenn du nicht merkst, daß man sich hier über uns lustig macht, ich merke es, und was habe ich denn davon?"

„Aber Ludwig!" rief die erschrockene Frau, die währenddessen mit dem zornigen, kleinen Sohn ihren bereitstehenden prächtigen Wagen bestiegen hatte und nun an seiner Seite durch die Straßen rollte, „Ludwig, hast du denn gar kein Gefühl für

die Ehre, die dir geschieht, wenn du eine solche Heirat machst? Du mußt doch steigen wollen und in höhere Sphären kommen, mein liebes Kind — ich will ja nur dein Glück, wenn ich dir dazu rate!"

„Du meinst es gut, Mutter, das weiß ich," sagte er, schon ruhiger, „und es ist ja auch möglich, daß eine Heirat mit Edith ein Glück ist, in manchem Sinne! Aber ich denke jetzt oft, es wäre besser für mich, ich hätte mich nicht davon bereden lassen, aus meinem Kreise herauszugehen. Dürfte ich nach meinem Sinne wählen, so wäre ich später einmal Herr in meinem Hause und nicht, was ich hier immer sein werde, der Mann meiner Frau, die ja sehr schön, sehr vornehm und sehr klug ist, die aber wenigstens zehn Stufen heruntersteigen muß, um sich mir gleich zu dünken. Das ist nichts für mich, Mutter — aber wir wollen nicht weiter davon sprechen. Geschehene Dinge sind nicht zu ändern!"

Die Mutter schwieg auf diesen Ausbruch eines lange verhaltenen Ärgers, einfach, weil sie nichts darauf zu erwidern wußte.

Dann aber fühlte sie doch das Bedürfnis, ihren Sohn zu beschwichtigen. Sie legte Ludwig die Hand auf die Schulter.

„Mein liebes Kind," ſagte ſie ängſtlich, „ſo ſei doch nicht ſo heftig! Daß ich nur dein Glück im Auge hatte, als ich dich zu der Verlobung mit Edith drängte, weißt du ja! Und warum ſollteſt du nicht glücklich mit ihr werden? Iſt ſie nicht das ſchönſte und liebenswürdigſte Mädchen, das die ganze Provinz aufweiſen kann? Und ſo diſtinguiert, ſo viel chic!"

„Mutter, thu mir die einzige Liebe und ſei nicht vornehm, ſolange wir unter vier Augen ſind! Dir ſteht es nicht und mir gefällt es nicht, und außerdem gehört das chic, und was du ſonſt ſagſt, nicht zur Sache. Antworte mir einmal einfach: glaubſt du, daß Edith mich liebt?"

Frau Erting wurde verlegen, als die ehrlichen, kleinen Augen des Sohnes ſich ſo feſt auf ſie richteten.

„Was verſtehſt du unter lieben?" fragte ſie ausweichend.

„Nun, ungefähr, was du darunter verſtandeſt, als du meinen Vater heirateteſt, der ein armer Menſch war und dir keine glänzende Exiſtenz bieten konnte! Oder ungefähr, was ich darunter verſtand, ehe Martha unter fremde Leute gehen mußte, damit ich eine vornehme Heirat machen konnte!"

„Ludwig!“ sagte die Mutter, jetzt fast ebenso heftig als vorhin der Sohn, „reize mich nicht! Willst du deine Verlobung mit Edith Brandau rückgängig machen, so thue es — ich kann dir nichts befehlen, aber ich kann dir etwas verbieten! Du hast mir am Totenbette deines seligen Vaters versprochen, nicht gegen meinen Willen zu heiraten, und wenn ich den bittersten Kummer erleben sollte, dich als Junggesellen sterben zu sehen, meine Einwilligung zu einer Heirat mit Martha Erting erhältst du nie! So lange du ledig bleibst, kann ich sie aber natürlich nicht wieder ins Haus nehmen. An deinem Hochzeitstage, das verspreche ich dir, will ich an sie schreiben und sie zurückholen lassen; also du hast es in deiner Hand, wie lange Martha „unter fremden Leuten“ sein soll! Ich dachte, du hättest dir diesen Unsinn nun nachgerade aus dem Kopf geschlagen!“

„Reden wir nicht mehr davon,“ sagte Erting finster, „ich habe mich vergessen! Eins aber sage ich dir, Mutter, wenn mir dieser übermütige Junker, der Rüdiger, noch ein einzigesmal zu nahe tritt oder sein unverschämtes Hofmachen bei meiner Braut fortsetzt, so werde ich ihm zeigen, daß man Kourage

haben kann, auch wenn man nicht baumlang und baumstark ist! Ich fordere ihn auf Pistolen, Mutter — du weißt, ich habe noch kein solches Ding in der Hand gehabt, und wenn er mich totschießt, so hast du wenigstens das tröstliche Bewußtsein, daß ich vornehm umgekommen bin!"

Der Wagen hatte während dieser Rede gehalten, und Ludwig half Frau Erting aussteigen.

„Gute Nacht, Mutter!" sagte er dann, „da kommt schon einer von unseren Herren Bedienten; ich will noch zu Gerhold, ein Glas Wein wird mir heute ganz dienlich sein!"

Und damit wandte er sich ab und ging die Straße hinunter, während die Mutter, halb entsetzt, halb stolz auf den heldenmütigen, kleinen Eisenfresser, im Hause verschwand.

Entflieh' mit mir!

Die Fürstin ließ es seit dem Bazartage nicht an Gelegenheiten fehlen, die gefährlichen Zusammenkünfte zwischen dem Brautpaar und Rüdiger zu veranlassen. Teils hatte sie, trotz ihrer vierzig Jahre, noch jenes kleine faible für Rüdiger, welches er fast bei jeder Frau, mit der er in Berührung

kam, hervorrief, teils auch ergötzte es sie, die Reibereien und Intriguen zwischen Erting und Rüdiger zu beobachten. So jagten sich denn Lese- und Musikabende, Schlittenfahrten und Eisfeste nacheinander, und immer war der „tolle Junker" der Held aller dieser Festivitäten.

Wie Edith, die in jenen Gesellschaften mit Gerald las und musizierte und sich seinem eigenartigen Wesen unbefangener als je hingab, dachte, das wußte niemand. Die kühle vornehme Zurückhaltung ihres Wesens hätte jede Frage von vornherein zurückgewiesen, und ob sie selbst sich fragte? Sie ließ sich von dem glänzenden Strome der Gegenwart dahintragen, wie in einem Traume, in dem uns schon bewußt ist, daß wir bald erwachen werden, den wir aber mit um so größerem Entzücken weiter träumen. Das dunkle Gefühl, daß die Wellen dieses Stromes sie vielleicht plötzlich erfassen und in den Abgrund ziehen könnten, kam ihr nur selten und wurde so schnell wieder unterdrückt, wie es entstand.

Als eine Art Abschiedsfest hatte noch soeben ein glänzender Maskenball die Gesellschaft vereint. Unmittelbar nach diesem Balle beabsichtigte Edith,

die mehrere Tage bei der Fürſtin gewohnt hatte, nach Brandeck zurückzukehren.

Der Maskenball war glänzend, und es herrſchte nur eine Stimme vollſter Befriedigung. Die Fürſtin, die als Maria Stuart durch die Zimmer rauſchte, hatte das Signal zum Demaskieren noch nicht gegeben. Sie ſelbſt war natürlich ſofort erkannt worden, zu ihrem geheimen Verdruß, und ſo blieb ihr nichts übrig, als, auf eigene Abenteuer verzichtend, ſolche in möglichſt großer Zahl unter ihren Gäſten anzuſtiften.

Edith hatte auf den dringenden Wunſch der Fürſtin einen altdeutſchen Anzug gewählt, und als ſie jetzt in ihrem lichtblauen, faltenreichen Gewande, mit den herabhängenden, ſchweren Goldflechten ſinnend am Fenſter lehnte, hätte allerdings das „Gretchen“ nicht reizender gedacht werden können. Der dieſer Erſcheinung widerſprechende Zug von Stolz und Herbheit, der Ediths Weſen ſonſt leicht kennzeichnete, war durch den wehmütigen Gedanken an den ſo nahe bevorſtehenden Abſchied von der Mädchenzeit zu einer weichen Lieblichkeit gemildert, die ihr einen neuen und geradezu hinreißenden Zauber verlieh.

Erting zu erkennen, war ihr sofort gelungen; er hatte, mit richtigem Takt, einen einfachen schwarzen Domino gewählt, aber seine schüchterne Unbehilflichkeit ließ ihm selbst diese anspruchslose Tracht als eine Prätension erscheinen. Er stand, sich entschieden unbehaglich fühlend, am Fenster des zu ebener Erde gelegenen Ballsaales und blickte in die Schneenacht hinaus. Edith trat mit jenem, aus freundschaftlicher Zuneigung und Mitleid gemischten Gefühl, welches sie stets für ihn empfand, auf ihn zu.

„Nun, Ludwig, haben Sie mich wirklich noch nicht erkannt oder wollen Sie sich Ihre Maskenfreiheit wahren?“ fragte sie und legte ihre kleine Hand auf seine Schulter.

Er wandte sich hastig um und nahm die Larve ab; es lag ein Zug von trübem Nachdenken auf seiner Stirn.

„Wollen Sie mich daran erinnern, daß es mit unserer Freiheit überhaupt bald zu Ende ist?“ sagte er in einem Ton, der scherzhaft sein sollte, aber bitter klang.

„Was haben Sie, Ludwig?“ fragte Edith halb erstaunt und halb verletzt, indem sie einen

Schritt zurücktrat. In dem Moment fiel ihr Blick auf eine hohe Gestalt in der düsterschönen Tracht eines spanischen Granden. Eine tiefe, jähe Röte schoß ihr sinnverwirrend in den Kopf und war trotz der Larve wohl zu bemerken.

„Was ich habe?“ gab er finster zurück. „Sehen Sie einmal in den Spiegel, Edith, aber jetzt, in diesem Augenblick, und fragen Sie sich, „was ich habe,“ wenn das Mädchen, das in drei Tagen meine Frau sein wird, beim Anblick eines anderen so tief errötet — Sie haben sich zu früh demaskiert!“

Sie richtete sich auf und wollte ihn ohne ein weiteres Wort verlassen, aber ihr ehrliches Herz sagte ihr, daß er so unrecht nicht habe! Sie bezwang sich und blieb.

„Ludwig, seien Sie nicht hart!“ sagte sie, fast bittend, „Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich bei jedem überraschenden Wort oder Anblick rot werde, und das unerträgliche Gefühl, daß Sie mich stets beobachten, wenn Gerald kommt —“

„Ach was Gerald — Gerald!“ rief er heftig, „Sie brauchen den Baron nicht beim Vornamen zu nennen. Ich kann diese Jugendfreundschaft

nicht leiden, die er zum Vorwand nimmt, um Ihnen vor allen und auch vor meinen Augen in der unerhörteſten Weiſe den Hof zu machen! Sie werden ihn nicht mehr beim Vornamen nennen und Sie werden heute abend nicht mit ihm tanzen."

Edith war leichenblaß geworden.

„Sie demaskieren ſich gleichfalls ein wenig früh," ſagte ſie langſam und eiskalt, „aber noch brauche ich mir in ſolchem Tone nichts befehlen zu laſſen; ich werde Gerald Rüdiger beim Vornamen nennen und werde mit ihm tanzen, bis Sie mir wirklich etwas zu befehlen haben!"

Und mit einem hochmütigen Kopfneigen trat ſie aus der Fenſterniſche und nahm Geralds Begrüßung mit um ſo ſeltſameren Gefühlen entgegen, als der leidenſchaftlich entzückte Ausdruck, mit dem er ſie erkannte, ſchneidend von dem Weſen Ertings abſtach.

Das Orcheſter begann einen rauſchenden Walzer zu ſpielen, man demaskierte ſich, und als Rüdiger jetzt mit Edith durch den Saal flog, da folgten aller Blicke bewundernd und — bedauernd dem herrlichen Paar, welches dem feurigen Rhythmus des Tanzes ſo anmutig nachgab und jetzt ſtillſtehend unwillkürlich an zwei ſchlanke Edeltannen

denken ließ, die neben einander und für einander gewachsen schienen.

Noch nie hatten beide, Rüdiger und Edith, es so klar empfunden, was sie einander waren, als an diesem Abend, wo das schmerzliche Gefühl des „letzten Males“ ihrem Beisammensein einen erhöhten Reiz verlieh. Noch nie hatte Rüdiger es so offen gewagt, von seiner Leidenschaft zu sprechen — und Edith, im Gefühl einer an ihm begangenen Härte, wies ihn nicht zurück!

„Und übermorgen ist Ihr Polterabend!“ sagte Gerald, jetzt ohne Übergang, als er Edith den Arm bot und langsam mit ihr durch den Saal nach einem kühleren Zimmer schritt. Sie ließ sich ermüdet in einen Sessel gleiten und wehte sich mit ihrem großen Fächer Kühlung zu, ohne zu antworten. „Erlauben Sie!“ sagte er jetzt und nahm den Fächer aus ihrer Hand, „das paßt nicht für Gretchen — überlassen Sie es Faust!“

„Sie sind nicht Faust!“ erwiderte sie lebhaft und richtete sich auf, um ihn anzusehen.

„Vielleicht doch! Die Fürstin wollte mich wenigstens sofort dafür erkennen; freilich hat sie mir dies Kostüm auch warm genug empfohlen!“

„Abſcheulich!“ rief Edith errötend, „weil ſie wußte, daß es Ludwig kränken würde!“

„Und warum ſoll „Ludwig“ ſich nicht kränken laſſen!“ ſagte Rüdiger höhniſch. „Soll ich das ganz allein thun?“

„Sie brauchen ſich ja auch nicht zu kränken!“

„Das iſt auch nicht das Wort für meine Empfindungen; ich grämе mich, ich habe die raſendſten Pläne; wenn Sie ahnten, wie es in meinem Kopf und Herzen ausſieht!“

„Ich bin gar nicht neugierig!“ erwiderte ſie anſcheinend ruhig, aber mit leicht bebender Stimme, „überdies kann ich es mir denken!“

„Nun, wie ſieht es darin aus? Sagen Sie wahr!“

„Toll, nicht? Das iſt ja Ihr gewöhnlicher Zuſtand!“

„Und wenn es wäre? Wer hat mich toll ge-

macht? Edith, ich gebe Ihnen eine letzte Bedenkzeit — sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, daß Sie Erting nicht heiraten wollen, und alles ist gut! Sonst fällt die Verantwortung für jede, auch die größte Thorheit und Schlechtigkeit, die ich von jetzt ab begehe, auf Ihr Haupt; vergessen Sie das nicht!"

Sie schüttelte still den Kopf, ohne zu sprechen; aber in dem Zittern der kleinen Hände, die zusammengefaltet, unthätig im Schoße lagen, verriet sich der tiefe, peinvolle Zwiespalt, in den seine Worte sie versetzten.

„Entscheiden Sie sich, Edith!" fuhr er atemlos vor Aufregung fort, „ich gebe Ihnen eine ganze Minute — sechzig Sekunden; glauben Sie, daß ich den zehnten Teil so lange brauchte, um zu wissen, ob ich Ja oder Nein sagen sollte? Ein Wort, Edith," er blickte sich hastig um, sie waren allein im Zimmer, „ein Wort, und ich gehe mit Ihnen davon, mein Schlitten ist hier, Sie kennen den alten Job, meinen Diener, er führe mich zum Teufel in die Hölle, wenn ich wollte! Der Saal ist zu ebener Erde, durchs Fenster können wir fort wie nichts! Ich pfeife und der Schlitten ist

hier! Noch zwanzig Sekunden, Edith; ehe die aber um sind, dürfen Sie auch kein Wort sprechen!"

Sie schnitt ihm die Rede ab, indem sie sich hastig erhob.

„Genug, Baron Rüdiger!" sagte sie mit gepreßter Stimme, „Sie beleidigen mich tief, — tödlich, wenn Sie noch eine einzige Silbe sagen! Was, Sie haben es für möglich gehalten, daß ich, die Braut eines andern, mit Ihnen — davonlaufen würde, um die dürre Wahrheit zu sagen? Und nicht nur für möglich, für wahrscheinlich haben Sie es gehalten," fuhr sie fort, indem sie ihn durch eine stolze Handbewegung schweigen hieß. „Auf wen wartet Ihr Schlitten, wenn nicht auf mich? Ich glaubte doch, Sie kennten mich besser, Baron Rüdiger! Und jetzt darf ich Sie wohl bitten, mich zu meiner Mutter zu begleiten; Sie haben mich hart dafür gestraft, daß ich Ihnen die Rechte alter Jugendfreundschaft so vertrauend einräumte."

Er bot ihr schweigend den Arm; an der Thür stand er still und zwang sie dadurch, gleichfalls stehen zu bleiben.

„Edith, verzeihen Sie mir!" sagte er rauh und ohne sie anzusehen, „es war ein verzweifelter Versuch,

Sie zu gewinnen; ich habe nicht überlegt, daß Sie der Gedanke kränken mußte; was blieb mir schließlich übrig? Verzeihen Sie mir!" wiederholte er zornig, als sie schwieg und vor sich niederblickte. „Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen, oder es wird nicht gut!"

Er preßte bei diesen Worten ihren Arm so heftig an sich, daß sie einen leisen Schmerzensschrei ausstieß. Hastig ließ er sie los.

„Sehen Sie," sagte er mit erzwungenem Lächeln, aber ohne sich zu entschuldigen, „was davon kommt, wenn man mir den Willen nicht thut? Aber jetzt noch einmal, Edith, verzeihen Sie mir; wir sind für lange Zeit das letztemal zusammen gewesen — gönnen Sie mir diesen einen armen Abend aus Ihrem ganzen reichen Leben. Ich will heute noch einmal vergnügt sein, ich reise in dieser Nacht ab!"

„Weshalb?" fragte sie überrascht und sah zu ihm auf.

„Was soll ich noch hier? Ihr Brautführer sein? Sie taxieren mich denn doch etwas zu zahm, Edith! viel zu zahm, wie Sie noch einmal einsehen werden! Aber Sie haben mir noch nicht geantwortet — verzeihen Sie mir? Hölle und Teufel, wie oft soll ich fragen?"

„Noch oft und in ganz anderem Ton, ehe ich antworte," erwiderte ſie kalt.

„Nun, dann bin ich zu Ende," rief er trotzig und wild, „thun Sie, was Sie wollen, aber wundern Sie ſich nicht, wenn ich es auch thue!"

Er ſtürmte fort, und Edith folgte ihm langſam, mit wildſchlagendem Herzen. Eine unbeſtimmte Furcht ſchien ſich wie ein Bleigewicht an ihre Schritte zu hängen. Als ſie beim Eintreten in den Saal ihre Mutter nicht ſofort ſah, ſondern nur Erting erblickte, ging ſie, in einem ihr ſonſt fremden Gefühle der Schutzbedürftigkeit zu ihm und legte ihre Hand in ſeinen Arm.

„Ludwig, Sie dürfen mich nicht ſo viel allein laſſen," ſagte ſie, „was ſoll man davon denken?"

„Sie ließen mich allein," erwiderte er, halb verſöhnt durch ihr Einlenken, „aber es ſoll mir um ſo lieber ſein, wenn ich jetzt in Ihrer Nähe bleiben darf! Geben Sie mir den nächſten Tanz, es iſt eine Quadrille!"

„Gern!" ſagte ſie, erleichtert, daß er ihr nicht mehr grollte, „ſehen Sie ſich, bitte, nach einem vis-à-vis um, ich erwarte Sie bei Mama!"

Er geleitete ſie zur Gräfin Brandau, die in-

zwischen wieder in den Saal getreten war. Dann ging er, sich einer Gruppe von Herren zugesellend, zu der auch Rüdiger gehörte.

Edith beobachtete einige Augenblicke die Plaudernden mit angstvoller Spannung; aber da nichts Auffälliges zu bemerken war, wandte sie sich ihrer Mutter zu und bemühte sich, die kritischen Bemerkungen zu belächeln, welche die Gräfin schonungslos über Alt und Jung laut werden ließ.

Das Zeichen zur Quadrille ertönte von dem hoch plazierten, durch Orangerie fast versteckten Orchester. Die verschiedenen Gruppen im Saal gerieten in Bewegung, ein Paar nach dem andern stellte sich auf, Edith warf einen suchenden Blick in den Saal hinein, Erting kam nicht, und sie vermochte ihn auch nicht zu entdecken.

Verwundert und etwas ärgerlich wollte sie sich eben zurückziehen, als Raven zu ihr trat.

„Nun, gnädigste Komtesse, Sie verschmähen diesen Tanz?"

„Sagen Sie lieber, der Tanz oder mein Tänzer verschmäht mich," sagte sie lächelnd, „ich habe die Quadrille meinem Bräutigam zugesagt, und er scheint dies vergessen zu haben!"

„Erting? O, der wird sofort kommen, er wurde eben abgerufen, weil ihn jemand auf einen Augenblick zu sprechen wünschte; mag sein, daß die Unterredung sich ein wenig in die Länge zieht!"

„Ah so!" erwiderte Edith beruhigt, „nun, plaudern wir, bis er kommt, Herr von Raven, oder besser, plaudern Sie, Sie verstehen das ja so meisterhaft!"

Raven verbeugte sich.

„Tempi passati, meine Gnädigste, tempi passati, jetzt überläßt man es jüngeren Kräften!"

Die Quadrille nahm indes ihren Fortgang. Ediths anfängliches Befremden über das Ausbleiben Ertings wich nach und nach dem Zorn. Mochte er in noch so dringenden Angelegenheiten abberufen sein, ein Moment fand sich doch wohl, mußte sich finden, um der Braut Aufklärung zu geben, was ihn verhindere!

„Irgend eine Börsennachricht," dachte sie bitter, „das ist wichtiger, als Höflichkeit und Rücksichten! Man wird zum Kavalier geboren, das läßt sich eben später nicht anlernen!"

Als der Tanz vorüber war, und sie Raven mit seinen vielen „unbegreiflich, unerklärlich, un-

verzeihlich“ entlaſſen hatte, trat Rüdiger zu ihr. Ihre Augen verrieten die innere Erregung, ein zartes, aber doch tiefes Rot färbte ihre Wangen.

Rüdiger ſah mit unverhohlenem Entzücken in ihr Geſicht. Wenn ſie, als er ſich ihr nahte, eine leiſe Befangenheit in ſeinem Weſen zu erkennen geglaubt hatte, ſo war dieſe verflogen; er ſah luſtiger und übermütiger aus wie je!

„Darf ich Sie zum Souper hinüber führen?“ fragte er, indem er ihr Spitzentuch vom Seſſel nahm und ihr umgab.

„Das dürfen Sie!“ ſagte Edith, gegen ihr beſſeres Gefühl, „ich bin ja ohne Kavalier; Herr Erting hat, Gott weiß warum, den Ball verlaſſen, ohne ein Wort der Aufklärung an mich!“

„Hat er das?“

„Und weiter ſagen Sie nichts? Iſt es nicht unerhört rückſichtslos?“

„Sie wiſſen, ich fälle nie ſcharfe Urteile,“ ſagte Rüdiger, der ſie zu ihrem Platze geleitet hatte, „er konnte zwingende Gründe haben. Jedenfalls rechnen wir mit Thatſachen — er iſt fort, ich bin da, es lebe die Gegenwart!“

Er hielt ſein überſchäumendes Champagner-

glas hin, und das ihrige klang leise dagegen. Er leerte es in einem Zuge, und noch eins, er steigerte sich zu fast fieberhafter Fröhlichkeit, sein Lachen klang durch den Saal, und noch nie hatten die blauen Augen des „tollen Junkers“ so geblitzt, wie an diesem Abend.

Edith gab sich voll und rückhaltslos dem Zauber der Minute hin; sie fühlte ein Recht dazu, da Erting sie so rücksichtslos, so gleichgültig verlassen hatte, und die Stunden flogen vorüber, leicht und glänzend, wie die Schneeflocken, die draußen dicht und dichter niederfielen.

Endlich gab die Fürstin das Zeichen zum Aufheben der Tafel und zugleich zur Beendigung des Festes.

Während man sich empfahl, und der Saal sich zu leeren begann, trat Rüdiger noch einmal zu Edith.

„Ich darf Sie und Ihre Mutter nach Hause fahren?“

„Ich glaubte, Sie verreisten heute abend?“

„Das thue ich auch, aber es bleibt mir trotzdem noch Zeit, wenn ich Sie erst nach Brandeck bringe, ich benütze dann einen späteren Zug.“

Aber Edith war inzwiſchen zu ruhigerem Beſinnen gekommen. Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nein, Baron Rüdiger, ich danke Ihnen! Ich bleibe heute noch bei der Fürſtin; es iſt mir zu ſpät geworden, um nach Brandeck hinaus zu fahren, und meine Mutter hat gleichfalls die freundliche Einladung angenommen, im Schloß zu übernachten. Wir können uns alſo Ihrem Schutze nicht anvertrauen.“

„Wie Sie befehlen,“ ſagte Rüdiger, ohne zu ihrer Überraſchung noch mit Bitten in ſie zu dringen, „dann fahre ich von hier direkt zur Bahn und fort. Leben Sie wohl, Edith, auf Wiederſehen!“

„Ein weiter Begriff, wenn Sie mehrere Tage fortbleiben,“ ſagte ſie mit etwas mühſamem Lächeln, „wir reiſen gleich nach der Trauung für den Reſt des Winters nach Italien.“

„Gleich nach der Trauung, und für den ganzen Winter? O, wie ſchade! Nun, der Frühling kommt ja auch ins Land, Komteſſe, und überdies, wer darf ſo ſicher ſagen, was er thun wird? Sie können Ihre Entſchlüſſe auch noch ändern. In jedem Falle, leben Sie wohl!“

Was war das? Dieſer kühle, faſt vergnügte

Ton, in dem er, der sie noch vor wenigen Stunden wie außer sich beschworen hatte, mit ihm zu fliehen, jetzt ihre Hochzeitsreise besprach — war dies Komödie, oder alles Vorhergegangene? Nun, sie wollte sich nicht übertreffen lassen.

„Leben Sie wohl!“ sagte sie frostig und reichte ihm die kleine Hand im Handschuh, die er ehrerbietig an die Lippen führte. Aber als er sich wieder aufrichtete und zurücktrat, so edel, stolz und fest in jeder Bewegung, da stand die gewaltsam bekämpfte Liebe in ihrem Herzen noch einmal auf mit bitterem Schmerz bei dem Gedanken: „Du siehst ihn nie wieder, wie ihr euch heute gesehen!“ Sie gab ihm nochmals die Hand mit den Worten: „Gott behüte Sie, Gerald, auf allen Ihren Wegen —“ und wandte sich hastig ab, während er ebenso rasch das Zimmer verließ und, seinen Mantel umwerfend, die Freitreppe nachdenklich hinunterschritt.

Auf seinen leisen Pfiff fuhr ein kleiner Schlitten vor. Der graubärtige Kutscher schlug schweigend das Tigerfell zurück und gab seinem Herrn die Zügel. Beide vermieden es sorgfältig, einander anzusehen.

„Vorwärts!“ rief Rüdiger, und die Pferde

zogen an. Pfeilſchnell flog der Schlitten über die dichte Schneedecke zur Stadt hinaus. Lautlos ſauſte das Gefährt über die Landſtraße, im kalten Vollmondlicht von ſeinen geſpenſtiſchen, kohlſchwarzen, jagenden Schatten begleitet. Eine ſcharfe Biegung des Weges brachte den Schlitten in den ſtummen, funkelnden Wald, der Mond verſchwand hinter den ſchwarzen Tannen, und ein Ruck mit den Zügeln ließ die Pferde langſam gehen. Schon ſtieg das Wolfsdorfer Schloß, in ſeinem Schneemantel ſeltſam und ungeſtaltet ausſehend, vor den Blicken Rüdigers auf. Er zog den Hut tiefer ins Geſicht und wandte ſich zu ſeinem Kutſcher.

„Job!“

„Gnädiger Herr?“

„Alles ruhig oben?“

„Nein, gnädiger Herr!“

„Was macht er denn, Job?“

„Er flucht, gnädiger Herr, und wirft die Stiefel gegen die Thüren. Zwei Fenſter hat er auch ſchon eingeſchlagen.“

Rüdiger biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. Nach einer Pauſe, die den Schlitten wieder näher an das Schloß brachte, begann er von neuem.

Ton, in dem er, der sie noch vor wenigen Stunden wie außer sich beschworen hatte, mit ihm zu fliehen, jetzt ihre Hochzeitsreise besprach — war dies Komödie, oder alles Vorhergegangene? Nun, sie wollte sich nicht übertreffen lassen.

„Leben Sie wohl!“ sagte sie frostig und reichte ihm die kleine Hand im Handschuh, die er ehrerbietig an die Lippen führte. Aber als er sich wieder aufrichtete und zurücktrat, so edel, stolz und fest in jeder Bewegung, da stand die gewaltsam bekämpfte Liebe in ihrem Herzen noch einmal auf mit bitterem Schmerz bei dem Gedanken: „Du siehst ihn nie wieder, wie ihr euch heute gesehen!“ Sie gab ihm nochmals die Hand mit den Worten: „Gott behüte Sie, Gerald, auf allen Ihren Wegen —“ und wandte sich hastig ab, während er ebenso rasch das Zimmer verließ und, seinen Mantel umwerfend, die Freitreppe nachdenklich hinunterschritt.

Auf seinen leisen Pfiff fuhr ein kleiner Schlitten vor. Der graubärtige Kutscher schlug schweigend das Tigerfell zurück und gab seinem Herrn die Zügel. Beide vermieden es sorgfältig, einander anzusehen.

„Vorwärts!“ rief Rüdiger, und die Pferde

zogen an. Pfeilſchnell flog der Schlitten über die dichte Schneedecke zur Stadt hinaus. Lautlos ſauſte das Gefährt über die Landſtraße, im kalten Vollmondlicht von ſeinen geſpenſtiſchen, kohlſchwarzen, jagenden Schatten begleitet. Eine ſcharfe Biegung des Weges brachte den Schlitten in den ſtummen, funkelnden Wald, der Mond verſchwand hinter den ſchwarzen Tannen, und ein Ruck mit den Zügeln ließ die Pferde langſam gehen. Schon ſtieg das Wolfsdorfer Schloß, in ſeinem Schneemantel ſeltſam und ungeſtaltet ausſehend, vor den Blicken Rüdigers auf. Er zog den Hut tiefer ins Geſicht und wandte ſich zu ſeinem Kutſcher.

„Job!“

„Gnädiger Herr?“

„Alles ruhig oben?“

„Nein, gnädiger Herr!“

„Was macht er denn, Job?“

„Er flucht, gnädiger Herr, und wirft die Stiefel gegen die Thüren. Zwei Fenſter hat er auch ſchon eingeſchlagen.“

Rüdiger biß ſich auf die Lippen und ſchwieg. Nach einer Pauſe, die den Schlitten wieder näher an das Schloß brachte, begann er von neuem.

„Ich?"

„Gnädiger Herr!"

„Warum weißt du nichts?"

„Ich weiß nichts, gnädiger Herr!"

„Dir, wie ist verdammt ungewöhnlich zu Mute!"

„Das glaub' ich, gnädiger Herr!"

Der Baron deutete plötzlich wie [illegible] auf die [illegible] [illegible] [illegible] Dunkelheit hinlegen, [illegible]

[illegible]

ſtehen. Wenn er hätte ſehen können, welch ſeltſam maleriſchen und ſchönen Anblick er in ſeiner altſpaniſchen Tracht, an der dunkeln, geſchnitzten Holztreppe lehnend, darbot, er hätte ſich möglicherweiſe gefreut; wahrſcheinlicher aber iſt es, daß es ihm in ſeiner momentanen Stimmung höchſt gleichgültig geweſen wäre.

Er entließ den Diener mit einer kurzen Handbewegung und ſchritt dann, nachdem er noch einen Augenblick nachdenklich geſtanden hatte, den langen, hallenden Gang hinunter, der nach dem unfreiwilligen Aufenthaltsort ſeines Gaſtes führte. An einem Zimmer, über deſſen Thür ſich ein Spitzbogen von Sandſtein wölbte, hielt er an, ſchloß auf und klopfte gleichzeitig.

„Wer iſt da?“ rief Ertings Stimme von drinnen, zwiſchen Ängſtlichkeit und Wut.

„Ich, Gerald Rüdiger, Herr Erting — wollen Sie —“

Es blieb ihm nicht Zeit, den Satz zu vollenden, die Thür wurde aufgeriſſen, und Erting ſtand dicht vor ihm, in dem ungewiſſen Mondlicht, welches ſein vom Zorn bleiches Geſicht noch weißer erſcheinen ließ.

„Job!“

„Gnädiger Herr?“

„Warum sagst du nichts?“

„Ich weiß nichts, gnädiger Herr!“

„Job, mir ist verflucht ungemütlich zu Mute!“

„Das glaub' ich, gnädiger Herr!“

Der Baron peitschte plötzlich wie wütend auf die Pferde, daß sie im Sturmschritt hinflogen, bis das Schloß erreicht war. Der gellende Ton der Pfeife übte auch hier seine Wirkung. Langsam und kreischend wurde die Zugbrücke herabgelassen, der Schlitten sauste in den Schloßhof, die Zugbrücke ging empor, und nun war Rüdiger zu Hause.

Ein zweiter Diener, eben so alt und verdrießlich aussehend, wie Job, trat ihm mit einer Lampe entgegen, die einen breiten, rötlichen Schein über den Schloßhof fallen ließ. Rüdiger schüttelte sich die Schneeflocken vom Hut und aus dem Gesicht, warf dem Diener den Mantel zu und ging langsam die breite, halbdunkle Treppe hinauf, die nach den Wohnräumen führte. Der Diener folgte ihm mit der Laterne.

Oben angelangt, blieb der junge Schloßherr

ſtehen. Wenn er hätte ſehen können, welch ſeltſam maleriſchen und ſchönen Anblick er in ſeiner altſpaniſchen Tracht, an der dunkeln, geſchnitzten Holztreppe lehnend, darbot, er hätte ſich möglicherweiſe gefreut; wahrſcheinlicher aber iſt es, daß es ihm in ſeiner momentanen Stimmung höchſt gleichgültig geweſen wäre.

Er entließ den Diener mit einer kurzen Handbewegung und ſchritt dann, nachdem er noch einen Augenblick nachdenklich geſtanden hatte, den langen, hallenden Gang hinunter, der nach dem unfreiwilligen Aufenthaltsort ſeines Gaſtes führte. An einem Zimmer, über deſſen Thür ſich ein Spitzbogen von Sandſtein wölbte, hielt er an, ſchloß auf und klopfte gleichzeitig.

„Wer iſt da?“ rief Ertings Stimme von drinnen, zwiſchen Ängſtlichkeit und Wut.

„Ich, Gerald Rüdiger, Herr Erting — wollen Sie —“

Es blieb ihm nicht Zeit, den Satz zu vollenden, die Thür wurde aufgeriſſen, und Erting ſtand dicht vor ihm, in dem ungewiſſen Mondlicht, welches ſein vom Zorn bleiches Geſicht noch weißer erſcheinen ließ.

„Wo haben Sie Ihre Piſtolen?“ knirſchte er, indem er Miene machte, ſich auf Rüdiger zu ſtürzen, „wo haben Sie Ihre Piſtolen? — Ich will nicht mehr leben, wenn ich nicht an Ihnen Rache nehmen darf!“

Rüdiger war ſo verſteinert über dieſen Wutausbruch, daß er im erſten Moment kein Wort fand, um zu erwidern. Erting mochte das für den kalten Hohn des Siegers dem Beſiegten gegenüber halten, er kam wie ein Raſender auf Rüdiger zu und packte ihn am Arm.

„Wollen Sie mir ſofort Genugthuung geben für den Schimpf, den Sie mir angethan haben, oder ſoll ich Sie dazu zwingen?“

Er hob drohend die Hand, Rüdiger trat einen Schritt zurück, noch ſehr ruhig, wie es ſchien.

„Seien Sie nicht toll, Erting, ich ſchieße mich nicht mit Ihnen!“

„Weshalb? Weil Sie der Stärkere ſind? Ich will keine Schonung!“

„Nein, einmal, weil wir keine Sekundanten und keinen Arzt zur Stelle haben, von einem Duell alſo keine Rede ſein kann, ſodann aber, weil Sie mit Schießgewehr nicht umzugehen wiſſen, und

ich kein Vergnügen daran finde, einen Wehrlosen niederzuschießen."

„Wenn Sie Vergnügen daran finden, einen Wehrlosen durch Ihre Leute knebeln und fortschleppen zu lassen, so ist das ebenso feige!"

„Erting, nehmen Sie sich in acht!" rief Rüdiger, auf dessen Stirn eine unheilverkündende, düstre Röte erschien, „ich dulde heute viel von Ihnen, weil Sie der Beleidigte sind, aber nicht alles!"

„Sie wollen sich nicht mit mir schießen?" schrie Erting mit fast erstickter Stimme, als der andere sich abwendete und im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen.

„Nein!" erwiderte Rüdiger kurz; er fühlte, daß er keine Silbe mehr sagen durfte, ohne in Zorn auszubrechen.

„Wer hat die Schonungsparole ausgegeben?" fuhr Erting, sinnlos vor Wut, fort, „Edith — ich sehe jetzt klar, sie war doch jedenfalls im Komplott, als es galt, den unbequemen Bräutigam fortzuschaffen!"

„Genug!" sagte Rüdiger totenbleich und fest, „Sie haben einen Namen in unseren Streit hineingezogen, der es mir unmöglich macht, Ihnen noch

ferner Genugthuung zu verweigern, ich werde die nötigen Anordnungen treffen. Erwarten Sie mich hier, Sie haben es so gewollt!"

Er verließ das Zimmer, und Erting blieb allein zurück, in einem Tumult von Empfindungen, der ihm fast den Verstand zu rauben drohte. Überwiegend war immer noch die furchtbarste Wut und Entrüstung, die aber in der Voraussicht, seinen Rachedurst kühlen zu können, ja zu müssen, bereits nachzulassen begann.

Blitzschnell jagten sich die Gedanken: „was wird man zu Hause von dir denken? in welchem Lichte mußt du Edith erscheinen?" denn im Innern hatte er an ihre Mitwissenschaft nicht geglaubt! Dann kamen andere Bilder — wenn er nun hier fiel! er, der dem Waffenhandwerk gänzlich Fremde, dem besten Schützen auf Meilen in der Runde gegenüber! Was würde seine Mutter sagen? was Martha, die kleine, gute Cousine, die er geliebt, ehe er in diesen wüsten Traum verflochten wurde? Er starrte auf den breiten, weißen Streifen Mondlicht, der durchs Zimmer floß. Wer weiß, ehe die nächste Stunde ablief, lag er vielleicht dort, hilflos, zum Krüppel geschossen, tot, das war das Wahrscheinlichste.

Ach, was half das Quälen! Er sprang auf und schritt durchs Zimmer, in dem seine Schritte unheimlich widerklangen. Dann trat er zum Fenster, riß zwei Blätter aus seiner Brieftasche und warf im grellen Vollmondschein mit etwas unsicherer Hand zwei Zeilen hin, an seine Mutter. Dann faltete er das Blatt und schrieb unter die Adresse: „für den Fall meines Todes abzugeben.“ Dann ergriff er das andere Blatt — sollte er Edith Lebewohl sagen? Sie wird seinen Tod schon erfahren, durch Rüdiger, der sie zweifelsohne darüber zu trösten verstehen wird! Nein, im Angesicht des Todes giebt's keine Lüge mehr; er schreibt hastig und fliegend: „Liebe Martha, wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden, und Du sollst dann wissen, daß ich Dich immer geliebt habe, und daß nur der Wille meiner Mutter uns trennte.“

Er hatte kaum Zeit, auch hier die Adresse beizufügen, als der Schall von Schritten seiner Thüre nahte.

Rüdiger trat ein, gefolgt von zwei graubärtigen Männern, deren einer ein Paar riesige Armleuchter trug, die das Zimmer plötzlich zum Teil

mit grellem Licht erfüllten, während die verjagte Dunkelheit scheu und doppelt finster in den Ecken niederkauerte, als lauere sie auf den Augenblick, wo hier alles wieder ihrem Reich anheimgegeben sein würde.

Rüdiger stellte das Pistolenkästchen, welches er trug, auf den Tisch und wandte sich zu Erting.

„Ich habe Sie warten lassen, Herr Erting," sagte er in verbindlichem Ton, „aber um die nötigsten Formalitäten zu erfüllen, habe ich uns wenigstens einen Zeugen citiert: hier, meinen Förster Strauch; er wird uns die Waffen reichen und versteht im schlimmsten Fall notdürftig zu verbinden."

Er trat zum Tisch und nahm die Pistolen heraus.

„Gestatten Sie, daß mein Förster Ihnen das Laden abnehme," sagte er dann zu Erting; „meine Waffen sind etwas eigensinniger Natur und lassen sich nicht von jedermann handhaben!"

Erting verbeugte sich stumm.

„Ein Wort, Herr von Rüdiger," sagte er dann.

„So viel Sie befehlen!" erwiderte sein Gegner, indem er mit ihm zum Fenster trat.

„Wenn ich falle, so darf ich wohl bitten, diese beiden Zettel an ihre Adresse zu befördern, ich stelle mich für einen gleichen Auftrag zur Verfügung.“

Rüdiger warf, nachdem er die Aufschriften gelesen, einen schnellen, verwunderten Blick auf Erting.

„Nichts an Komtesse Brandau?“

„Ich vermutete, daß Sie ihr mündlich Bericht erstatten würden!“

Rüdiger zuckte die Achseln.

„Wer weiß! Und nun, sind wir fertig?“

Erting schwieg einen einzigen Moment.

„Ja,“ sagte er dann. „Sie haben mir keinen Auftrag zu geben?“

„Besten Dank! Wenn mir ein derartiges Malheur zustößt, so würden die sogenannten Meinigen, deren ich wenig besitze, sich durchaus nicht wundern; sie erfahren es dann am besten durch meinen alten Job. Und Komtesse Brandau — ich vermute, Sie werden ihr mündlich Bericht erstatten, Herr Erting.“

Er lächelte flüchtig und streckte Erting die Hand hin. Dieser nahm sie nicht sondern sah ihn zornig verwundert an.

„Es iſt Uſus ſo, oder ähnlich," ſagte Rüdiger freundlich, „aber wie Sie wollen!"

Die beiden Gegner nahmen Aufſtellung, der Diener hatte das Zimmer wieder verlaſſen.

„Ich denke, wir ſchießen a tempo," ſagte

Rüdiger, noch immer in einem Ton, wie im Ballſaal, „zählen Sie, Strauch, bis drei!" —

Faſt gleichzeitig ertönte der ſcharfe Knall der Piſtolen, Rüdigers Kugel ziſchte etwa handbreit über Ertings Kopf fort und ſchlug in die Wand. Als ſich die blauen Rauchwolken langſam verzogen, ſah der vor Aufregung halb ſinnverwirrte Erting

Rüdiger ſchwanken oder glaubte es zu ſehen. Im nächſten Augenblick hatte ſich der Baron aufgerichtet und trat auf Erting zu, ihm die linke Hand bietend.

„Bravo, Erting, Sie haben ſich die Sporen verdient — und nun zürnen Sie mir nicht mehr, ich habe eine ganz hübſche Lehre bekommen!“

Erting ſtarrte mit weitgeöffneten Augen auf ſeinen Gegner, deſſen rechter Arm ſchlaff und regungslos herabhing, und von dem das Blut dicht und ſchnell niederrieſelte und in dem Streifen Mondlicht am Fußboden unheimlich glänzte. Rüdigers bleiches Geſicht und die finſter zuſammengezogenen Augenbrauen verrieten, daß er heftige Schmerzen fühlte. Seine Stimme hatte nichts von ihrem übermütigen Klange verloren.

Aber bei den letzten Worten ging es wie ein Schleier über ſeine Züge, und der Förſter hatte eben noch Zeit, den ohnmächtig Zurückſinkenden aufzufangen.

Jetzt erſt fand Erting Sprache und Bewegung wieder.

„Großer Gott, ich habe ihn gemordet!“ ſchrie er und warf ſich neben ſeinem bleichen Feinde nieder.

Der Förſter ſchwieg und bemühte ſich, Rüdigers Rock auszuziehen, was ihm aber nicht gelang, da der zerſchmetterte Arm in ſeiner Unbehilflichkeit ihn daran hinderte.

„Helfen Sie 'mal," herrſchte er Erting an, der, das Geſicht in den Händen verborgen, noch immer regungslos auf den Knieen lag, „heben Sie den Arm in die Höhe, damit ich ihm den Ärmel aufſchneiden kann!"

Erting, deſſen Zähne wie im Fieberfroſt zuſammenſchlugen, verſuchte zu gehorchen, aber ſeine zitternden Hände erwieſen ſich als ſo ungeſchickt, daß der Förſter ihn ärgerlich beiſeite ſchob.

„Rufen Sie den Job!" ſagte er, „wir müſſen uns eilen, daß wir das Blut ſtillen, ſonſt wird das nicht gut!"

„Ich weiß nicht, wo ich ihn finden ſoll," ſagte Erting kläglich, deſſen durch die Erregung des Moments aufgeflackerter Mut bereits wieder zu einem Nichts zuſammengeſchrumpft war.

„Dann werde ich ihn holen," ſagte der Förſter, „bleiben Sie hier bei dem Baron!"

Und damit verließ er das Zimmer. Erting blieb mit Rüdiger allein.

Sein erstes Gefühl war, sich ins Fenster möglichst weit von seinem Opfer zu flüchten, aber eine bessere und mutigere Regung überwog. Er nahte sich dem noch immer Bewußtlosen und kniete, obwohl zitternd, neben ihm nieder, ohne ihn jedoch zu berühren. In der kalten Doppelbeleuchtung der flackernden Lichter und der Schneenacht draußen war Rüdigers edles, regungsloses Gesicht wirklich kaum von dem eines Toten zu unterscheiden. Als Erting, von einem unheimlichen Zauber bezwungen, starr in die stillen Züge seines Feindes blickte, ging ihm das Herz in Reue und Wehmut auf. Dies schöne, starke Leben hatte er zerstört, zum wenigsten den Mann dort auf ein monatelanges Siechenlager gezwungen, ihm, dem freies, wildes Streifen in Wald und Flur, Jagdlust und Jagdeifer Leben hieß, wahrscheinlich für immer die Freude an solchen Dingen geraubt! Jener Arm, der dort so schlaff, so schauerlich bewegungslos herabhing, er würde sich vielleicht nie mehr heben; mit den dunklen, schweren Tropfen, die ihm entströmten, ging vielleicht die letzte Hoffnung auf ein Wiedererwachen des Leblosen dahin!

Wo blieb nur der Förster? Erting getraute

sich nicht, bis zur Thüre zu gehen, er hielt förmlich den Atem an.

Seine Reflexionen begannen von neuem. Stand diese Strafe im Verhältnis zu dem tollen Streich, der ihn hierhergebracht? Hätte er nicht ruhiger, nachgiebiger sein sollen? O, und wer war gestraft, wer, als er selbst, der wie ein Fluchbeladener hier kniete und auf den Herzschlag des Mannes lauschte, den seine Waffe hingestreckt, und der sich ihm, wie er nun wohl wußte, ohne Gegenwehr zum Ziel gesetzt! Als er, tief aufstöhnend, den Kopf erhob und Rüdiger anblickte, öffnete dieser langsam die Augen und sah ohne bestimmtes Ziel vor sich hin.

Dann erhob er die linke Hand nach der Stirn und versuchte, sich aufzurichten.

Erting, obwohl bebend am ganzen Körper, unterstützte ihn. Rüdiger erkannte seinen kleinen Feind, und ein leises Lächeln flog über sein Gesicht.

„Herr Erting, bemühen Sie sich nicht! Und sehen Sie nicht so jämmerlich aus, es war mir ganz gesund, daß Sie mir etwas Blut abzapften!“

Der schwache Ton der Stimme traf Erting wie ein Dolchstoß.

„Ich habe Sie unglücklich gemacht," ſtöhnte er, die Hände vors Geſicht ſchlagend; „können Sie mir verzeihen?"

Rüdiger errötete leicht.

„Erting, machen Sie mich nicht verlegen," ſagte er haſtig und ſtreckte die Hand nach dem andern aus, „ich Ihnen verzeihen! Ich habe Sie auf das unerhörteſte behandelt und kann von Glück ſagen, mit einer ſo „gnädigen Strafe" davon zu kommen. Und was das Unglücklichmachen betrifft, beſter Freund, dieſe linke Hand wird ſchon noch eine Büchſe führen können, bis die rechte wieder dienſtfähig iſt!"

Er ſchloß wieder die Augen, die letzten Worte hatte er ſchon faſt gemurmelt — aber endlich, endlich kamen Schritte den Korridor entlang. Der Förſter, Job und noch ein paar Unbekannte drangen ins Zimmer. Einer davon, ein kleiner, unterſetzter Mann, näherte ſich dem jungen Schloßherrn und begann mit anſcheinender Sachkenntnis den verwundeten Arm zu unterſuchen.

Erting wartete auf ſeinen Ausſpruch, wie auf das Urteil über Leben und Tod, nachdem Job ihm mit finſterer Miene geſagt, es ſei der Wundarzt.

„Iſt das Bett des Herrn Baron bereit?“ fragte der Heilkünſtler jetzt.

„Wie lange ſchon!“ murrte Job. „Es iſt ja glücklich fünf Uhr vorbei!“

„Nun, Scholz, was meinen Sie zu mir?“ ſagte Rüdiger, ſich ein wenig aufrichtend. „Heulen Sie mir aber nichts vor, denn ich verſtehe ebenſo viel von der Chirurgie wie Sie, alter Bartſcherer! Kaput oder nicht?“

„Der Knochen iſt durch und durch, Herr Baron,“ erwiderte der Wundarzt trocken. Erting klappte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, während Rüdiger kein Zeichen der Bewegung ſehen ließ.

„Herr Baron fangen auch ſchon an zu fiebern; vor allen Dingen ruhige Lage und kühles Getränk!“

„Tröſtlich!“ ſagte Rüdiger, deſſen Augen allerdings bereits fieberhaft zu glühen begannen, „denken Sie aber nicht, daß ich Ihrem blödſinnigen Gewäſch folge! Was, ruhige Lage! — ſitzen werde ich bis morgen früh, und mein kühles Getränk wird auch von anderer Art ſein, als Sie ſich einbilden! Was, Erting? Haben wir unſere ſchöne Feindſchaft mit Menſchenblut beſiegelt, ſo ſoll nun Rebenblut dran! Job, flink in den Keller!“

„Baron Rüdiger," ſagte Erting flehend und faßte in ſeinem Eifer die Hand des Gegners, „ich beſchwöre Sie, thun Sie, was der Arzt Ihnen ſagt! Bedenken Sie, was daraus entſtehen könnte, wenn Sie ſich ſeinen Anordnungen widerſetzen."

Dem kleinen, gutmütigen Mann traten faſt die Thränen in die Augen. Rüdiger ſah ihn einen Moment verwundert an und lachte kurz auf.

„Sie ſind eine gute Seele," ſagte er, „und ſollen ſich nicht ängſtigen! Ich werde zu Bette wandern, damit Sie nicht, wenn ich mit achtzig Jahren ſterbe, ſich einbilden, ich wäre an Ihrem Tellſchuß draufgegangen, und ſich Ihr Greiſenalter durch Gewiſſensbiſſe verderben. Aber vor allen Dingen ſollen Sie jetzt in die Stadt zurückkehren. Job, laß anſpannen! Ah, der Wagen kommt ſchon — eine ſchwere Kutſche — wie ſie raſſelt! Aber die Toten reiten ſchnell!"

Er ſchloß die Augen.

„Zu Bett mit ihm," ſagte der Chirurg energiſch, „das Fieber ſteigt rapide. Wenn Sie in die Stadt fahren," wandte er ſich an Erting, „ſo ſchicken Sie doch noch einen Arzt heraus, ich mag die Verantwortung nicht allein übernehmen."

Rüdiger, der inzwiſchen wieder zu ſich kam, ließ ſich ohne weiteren Widerſtand von Erting und Job in ſein Zimmer bringen, dann kehrte erſterer zu dem Arzt zurück.

„Geben Sie mir Ihre Direktionen für die Nacht," ſagte er mit ungewöhnlicher Feſtigkeit, „ich bleibe bei dem Baron, er hat ſchon darein gewilligt."

Der Chirurg ſah ihn erſtaunt an.

„Nun meinetwegen," ſagte er, „legen Sie ihm fleißig Eis auf den Kopf und halten Sie ihn möglichſt ruhig. Aber ein Arzt muß noch heraus!"

„Schön, beſtellen Sie einen reitenden Boten, ich ſchicke zu Doktor Stein; er iſt einer der beſten Ärzte und mir perſönlich bekannt. Halten Sie denn den Zuſtand des Barons für gefährlich?" Ertings Lippen zitterten.

„Offen geſagt, ja!" erwiderte der Wundarzt nach einigem Beſinnen. „Das Fieber tritt ſo ſchnell und heftig auf, daß es die Kräfte ſehr hinnehmen muß, und für einen Mann von des Barons ganzer Natur iſt ein Krankenlager immer eine böſe Sache. Aber wir wollen das Beſte hoffen!"

Erting ſchrieb in fliegender Eile, während

der Bote sich bereit machte; er citierte Doktor Stein heraus und benachrichtigte in einem zweiten Briefe Edith von seinem Aufenthalt und dem stattgehabten Duell.

Dann kehrte er zu Rüdiger zurück, den er in den wildesten Phantasien vorfand.

Doktor Stein, den wir gleichfalls am Eingang unserer Erzählung kennen lernten, traf in kurzer Zeit ein. Er trat mit dem ihm eigenen, besonnenen Wesen an das Lager des wilden Kranken, und sein Einfluß vermochte Rüdiger so weit zu beruhigen, daß er auf einige Fragen ziemlich klar antwortete. — Aber nach wenig Augenblicken verfiel er schon wieder in heftige Raserei. Erlebtes und Geträumtes mischte sich auf eine für Erting unbeschreiblich qualvolle Weise in seine Reden.

Doktor Stein sah bedenklich aus, als er sich empfahl.

„Wir wollen die Büchse nicht gleich ins Korn werfen," sagte er auf Ertings verzweifelt fragenden Blick; „aber das Ungestüm des Fiebers macht mich besorgt. So viel ich weiß, hat Rüdiger keinen nahen Verwandten, ich werde einen Pfleger aus der Stadt schicken."

„Thun Sie das nicht," bat Erting flehentlich, „sagen Sie mir alles, was geschehen soll, ich will gewiß nichts an ihm versäumen! Gönnen Sie mir den kleinen Trost für das Schreckliche, was ich in meinem unsinnig gereizten Zustand angerichtet habe!"

Er sah so tief unglücklich aus, daß Stein ihm teilnehmend die Hand auf die Schulter legte.

„Ruhig Blut, alter Freund," sagte er tröstend, „Rüdiger ist jung und hat schon mehr Stürme ausgehalten, als diesen! Ich traue Ihnen übrigens Sorgfalt und Umsicht genug zu, um die Pflege durchzuführen; aber eins sage ich Ihnen, Sie müssen nach aller Voraussicht eine ganze Zeit lang tüchtig auf dem Platze sein, Tag und Nacht!"

Erting nickte nur stumm und kehrte, nachdem der Doktor das Schloß verlassen hatte, sofort zu seinem Posten zurück. Tage und Nächte saß er nun an Rüdigers Lager, nur selten auf kurze Stunden von Job abgelöst. Keine Mutter hätte zarter und sorglicher mit dem Verwundeten umgehen können, als der kleine, ehrliche Mann, den er so schwer gekränkt.

Und während dieser angstvollen Stunden im stillen Krankenzimmer ging im Herzen der bei-

den Rivalen eine seltsame Wandlung vor. Erting fühlte, wie die Sorge um seinen Pflegling, die Freude an den — freilich seltenen — Momenten, wo es besser zu gehen schien, ihm nach und nach eine wirkliche Neigung zu dem Gegenstande dieser Sorgen und Freuden einflößte. Oft ertappte er sich dabei, daß er fast mit einem Gefühl von Zärtlichkeit in das schöne, bleiche Gesicht des Kranken blickte und seine fieberglühende Hand sanft streichelte. Und Rüdiger, der nie die Augen bewußt aufschlug, ohne in das treuherzige Gesicht Ertings zu blicken — der jeden Labetrunk aus den Händen des einst so Gehaßten und Verspotteten entgegennahm — er hatte, unklar, wie die Krankheit ihn denken ließ, doch schon ganz die Empfindung, daß dieser kleine Mann zu ihm gehöre — daß ihm etwas fehle, wenn Erting nicht an seiner Seite sei.

Jeden Tag kamen Erkundigungen nach Rüdigers Befinden — aus Brandeck und aus der Residenz — und die tägliche Antwort: „noch beim alten," wollte keiner besseren weichen.

Eines Abends, als Erting in traurigem Hinbrüten an Rüdigers Lager saß, blickte dieser plötzlich mit ungewohnter Klarheit zu ihm auf.

„Erting," ſagte er, „mir iſt heute auf einmal merkwürdig vernünftig im Kopf, das muß ich ſchnell benutzen! Ich danke Ihnen, Erting, für alle Liebe, die Sie mir erwieſen haben — Sie ſind ein braver, treuer Kamerad, und ich habe es nicht um Sie verdient!"

„Schweigen Sie doch!" ſagte Erting rauh, um ſeiner Bewegung Herr zu werden.

Rüdiger ſchüttelte den Kopf.

„Laſſen Sie mich heute reden!" fuhr er ſchwach, aber ganz ruhig fort, „wer weiß, ob ich's morgen noch kann! Ich glaube beinahe, alter Freund, es wird am längſten gedauert haben mit mir, und darum will ich Ihnen heute noch alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe. Laſſen Sie mich reden," wiederholte er haſtig und erregt, „oder ich ſpringe aus dem Bett, ſo viel Kräfte habe ich ſchon noch!"

„Nun, ſo reden Sie," ſagte Erting ratlos, als er ſah, daß Rüdiger ſich mühſam emporrichtete, „aber faſſen Sie ſich kurz und dann ſchlafen Sie!"

„Ich will Ihnen nur ſagen," begann Rüdiger in kurzen Sätzen und ſchnell atmend, „daß ich nicht ganz der hinterliſtige Schurke bin, für den Sie mich gehalten haben. Als ich an dem Abend, Sie

wissen ja, an dem Maskenabend, ins Schloß kam, wollte ich Sie nicht entführen, bei Gott nicht! Ich wollte — ja sehen Sie mich nur an, ich wollte Edith" — er seufzte schwer auf — „also — Edith ein letztes Ultimatum stellen — sie sollte mit mir davongehen! Sie wurde zornig — und wir gerieten aneinander!"

Er schwieg einen Augenblick erschöpft, fuhr aber gleich wieder fort:

„Da kam mir plötzlich, blitzschnell der Gedanke: wie, wenn du ihn wegbrächtest? Dann könnte keine Hochzeit sein, und du hättest der ganzen Bande noch einmal tüchtig die Hölle heiß gemacht. An das, was später kommen könnte — dachte ich nicht — habe ich nie gedacht — nie!"

„Ja, ja!" sagte Erting beruhigend, als Rüdiger wieder schwach zurücksank, „das weiß ich ja! Aber nun schweigen Sie auch wieder still!"

„Nur eins noch, Erting," sagte Gerald und faßte des andern Hand, „ich spreche nicht aus Egoismus, beim Himmel nicht! Ich werde keinem Freier mehr in den Weg treten! Aber glauben Sie mir, geben Sie Edith los! Sie beide taugen nicht für einander, ich kenne das Mädchen besser

— ſie würde unglücklich werden und machen! Die hätte zu ſo einem Durchgänger gepaßt, wie ich bin — nun, es ſollte nicht ſein!“

„Rüdiger,“ ſagte Erting mit vor Rührung zitternder Stimme, „nun hören Sie, was ich zu ſagen habe. Glauben Sie wirklich, daß, wenn Sie ſterben ſollten — wenn ich Sie umgebracht hätte, und das hätte ich doch! daß ich dann noch Edith Brandau heiraten könnte? Nein, Rüdiger, das nicht! das nicht! Und ſie würde es auch nicht thun, denn ſie weiß ganz gut, daß Sie um ihretwillen hier liegen! Nein, mein lieber Freund, wenn Sie wieder geſund ſind — und Sie werden wieder geſund werden — dann ſollen Sie ſie ſelbſt fragen, was ſie davon denkt — ich ſtehe Ihnen nicht mehr im Wege!“

„Und Sie glauben, ich würde eine ſolche Großmut annehmen?“ rief Rüdiger fieberhaft erregt. „Ich hätte gehofft, daß Sie mich nun beſſer kennten!“

Erting ſah vor ſich nieder.

„Ich will einmal ehrlich ſein, Rüdiger,“ ſagte er und wurde rot, „ſo ſehr großmütig wäre es nicht einmal von mir! Ich habe ſchon lange das Gefühl, als wenn Edith Brandau und ich einen

dummen Streich begangen hätten, als wir uns verlobten, und — und ich muß Ihnen nur sagen, ich habe irgendwo in der Welt eine kleine Cousine — nun, Sie können sich das andere denken!"

Rüdiger schwieg eine Weile, dann strich er sich das Haar von der Stirn.

„Das nützt mir alles nichts, Erting! Erstens sterbe ich, das wissen Sie ja so gut wie ich, und dann, wie Edith ist, habe ich sie mir durch meinen tollen Streich von vornherein verscherzt! Ein Mädchen wie sie läßt sich nicht ertrotzen; wenn ich ihr nicht gleichgültig war — und ich war es nicht — jetzt bin ich es geworden, glauben Sie mir, Erting! Aber ich habe nun genug gesprochen, ich will schlafen!"

Und er wandte den Kopf ab und verbarg das Gesicht in den Kissen.

Spät abends jagte ein reitender Bote nach der Stadt. Doktor Stein wurde geholt, Rüdigers Zustand hatte sich aufs heftigste verschlimmert.

Stein blieb mehrere Stunden da, und als er um Mitternacht zurückfuhr und versprach, gegen Morgen noch einmal wiederzukommen, da wußte man im Schloß, daß Rüdigers Leben, mensch-

licher Vorausſicht nach, nur noch nach Stunden zähle.

Im Dorf verbreitete ſich die Kunde mit Blitzesſchnelle, ſie flog mit ihren ſchwarzen Flügeln über die Grenze von Brandeck und ſchlug an die Fenſter, hinter denen Edith wohnte, und ſchlug auf das verzweifelnde Herz von Geralds erſter Liebe.

Als der Wagen des Doktors noch vor der Dämmerung wieder in den Schloßhof fuhr, lag Rüdiger in unruhigem Halbſchlummer. Erting öffnete, als er Schritte im Vorzimmer vernahm, leiſe die Thür.

„Stein, ſind Sie es?“

„Ja, und ich habe noch jemand mitgebracht,“ ſagte der Doktor mit unterdrückter Bewegung, „machen Sie einmal Platz, Erting!“

Er zog ihn ſanft von der Thür zurück; eine tief verſchleierte Frauengeſtalt trat ihm entgegen und ſtreckte ihm beide Hände hin.

„Ludwig, verzeihen Sie mir, was ich Ihnen angethan habe — und verzeihen Sie mir auch dieſen Schritt — aber ich mußte Ihn noch einmal ſehen!“

Erting nahm ihre Hände ſanft in die ſeinen.

„Gehen Sie zu ihm, Edith, ich habe Ihnen nichts mehr zu verbieten — der da drinnen hat Sie mit seinem Blut erkauft!“

Sie trat langsam, bebend an das Bett des Schlummernden, sie sah einige Augenblicke in sein bleiches Gesicht und dann kniete sie neben ihm nieder und küßte seine Hand.

Da sah er empor, nicht erstaunt, sondern nur sehr glücklich, und sagte: „Nicht wahr, du bleibst jetzt bei mir?“

Und als sie vor Thränen nur stumm zu nicken vermochte, schloß er die Augen und verfiel in einen sanften Schlummer.

„Das war ein Gewaltstreich,“ sagte Doktor Stein eine Stunde später zu Erting, „aber er

hat die Krisis beschleunigt. Ich halte ihn für gerettet!"

Und als der nächste Sommer davonfliegen wollte, war alles gekommen, wie es hatte kommen müssen! Gerald Rüdiger und seine schöne Frau standen auf der Freitreppe ihres Schlosses. In den übermütigen blauen Augen des „tollen Junkers" war ein ernsteres Licht aufgegangen; dies und der steife Arm, der noch immer nicht wieder ganz beweglich sein wollte, gemahnten noch an die Vergangenheit, die ihm heute wieder besonders lebhaft nahegerückt worden.

Denn der heutige Tag hatte liebe Gäste gebracht — Ludwig Erting, der den Freunden seine Braut vorstellte! Die Mutter war angesichts dieser treuen Liebe gerührt worden, um so leichter, da sie sich mit Martha in ihrer hauptsächlichsten Überzeugung einig fand, darin, ihren kleinen, braven Sohn für den Inbegriff alles Guten, Schönen und Tüchtigen zu halten.

Und Rüdiger? — Der Traum, den er auf seinen wilden Fahrten geträumt, ist zur Wahrheit geworden: wenn der Mond sanft und klar über

dem Wolfsdorfer Schloß emporſteigt, ſtehen er und — noch Eine am Fenſter und hören die Nachtigallen ſchlagen, und ihr Lied erzählt ihm immer wieder die Geſchichte, die zu hören er nicht müde wird — die Geſchichte von der Liebe ſeiner Jugend — von dem Kampfpreis ſeines Lebens.

Finderlohn.

Im Spätſommer des vergangenen Jahres, ſo erzählte eine mir befreundete Dame, unternahm ich eine kleine Reiſe nach dem Badeort K . . . Der Zufall führte mich auf dem Bahnhof mit einer Freundin zuſammen, und froh, die etwas einförmige Fahrt durch angenehme Geſellſchaft verkürzt zu ſehen, beſtieg ich dasſelbe Coupé mit ihr. Es war allerdings kein Damencoupé, welches ich bei allein unternommenen Reiſen ſonſt vorziehe; indes iſt dies eigentlich ein Vorurteil, welches jede Frau, die über ſechzehn Jahre zählt, zu ihrem eigenen Beſten bekämpfen ſollte. Alle Hochachtung vor den reiſenden Repräſentantinnen meines Geſchlechts — aber ich bin noch nie in einem ſolchen Coupé gefahren, ohne mich über die kleinliche Ungefälligkeit meiner Reiſegefährtinnen, ihre Empfindlichkeit gegen Hitze und Kälte und ihre be-

ständigen Wünsche nach solchen Lebensmitteln, die eben auf den Stationen nicht zu haben waren, zu ärgern.

So dankte ich denn dem Zufall, der mich heute aus diesem Dilemma erlöste, und bestieg mit meiner Freundin zusammen einen Waggon, der den Gebildeten beiderlei Geschlechts zugänglich war. Außer uns befand sich nur noch ein alter Herr im Wagen, der uns, als wir einstiegen, freundlich begrüßte.

Da unser Reisegefährte der Held der Geschichte ist, die ich zu erzählen im Begriff stehe, so kann ich es nicht unterlassen, ihn zu beschreiben mit all dem Enthusiasmus, den ich für ihn empfand; erstens um dem Leser damit ein Bild von ihm zu geben und zweitens in der stillen Hoffnung, daß der Gegenstand meiner Zuneigung vielleicht irgendwo diese Blätter zur Hand nimmt, darin liest und nach einer Weile mit dem mich noch in der Erinnerung entzückenden herzlichen Lachen, in

welches er zuweilen ausbrach, ruft: „Das soll ich wohl am Ende sein?“

Mein lieber, alter Herr! Denn jung war er insofern nicht mehr, als seine freie Stirn von schneeweißem, feinem Haar umwachsen war, welches, glänzend wie die Federn eines Silberreihers, ein wenig keck in die Luft stand, und die sehr schönen, auffallend hochgeschwungenen Augenbrauen auch schon ein wenig beschneit aussahen. Jung aber war er doch; denn unter diesen seltsamen Augenbrauen sahen zwei so schöne, lebhafte, echt junge Augen hervor, daß sie einem Zwanziger Ehre gemacht hätten — jung war er, denn das blühende Rot einer erprobten Gesundheit lag auf seinem schönen Gesicht, die liebenswürdige, goldene Heiterkeit einer ewigen Jugend tönte aus dem unwiderstehlich herzlichen Lachen, mit welchem er in jeden Scherz einstimmte.

Man sieht, ich verlor sofort mein Herz an den reizenden alten Herrn! Das ist ein Damenwort, ich weiß es, aber ich bleibe dabei und rufe zum Schluß meiner Beschreibung noch einmal energisch aus: Nicht nur ein reizender alter Herr war mein Reisegefährte, ich brauche sogar den Super-

lativ, es war der reizendſte alte Herr, den ich je geſehen habe. Wie er ſich über alles amüſierte! Nur daran zu denken, erheitert mich noch! Über den kleinen, ſchäbigen Jungen, der auf einer Station emſig und ſtill vor ſich hin Purzelbäume ſchlug, über die Männer, die mit eintönigen Ausrufen Kirſchen und Birnen den Wagen entlang trugen, über die Ankommenden und Abreiſenden! Wie elektriſiert er war, als eine klangvolle italieniſche Leier uns die „ſchöne blaue Donau“ zu hören gab, wie ernſt und gerührt er wurde, als dieſelbe Leier dann eine ſanfte, traurige Melodie ſpielte, und wie herzlich er dann wieder über ſeine eigene Rührung lachte!

Meine Freundin und ich kamen, nachdem wir uns ein Weilchen mit dieſem liebenswürdigen Coupégenoſſen unterhalten hatten, durch eine zufällige Ideenverbindung auf eine Verlobung zu ſprechen, die in unſeren Kreiſen vor kurzem ſtattgefunden.

Ein ſehr hübſches, viel umworbenes Mädchen hatte einen Ausflug zu ihrer Schweſter unternommen, war acht Tage dortgeblieben, hatte am zweiten dieſer acht Tage einen jungen Gutsbeſitzer

kennen gelernt und sich vor Ablauf der genannten Frist mit demselben verlobt. Wir fanden das nach Frauenart sehr leichtsinnig, zuckten ein wenig die Achseln über so schnell gewonnene Herzen, und ich meinte:

„Wenn das nur gut abläuft! Ein Brautpaar, das sich nur acht Tage gekannt hat, ehe es ein Brautpaar wurde! Eine bedenkliche Sache!"

Bei diesen Worten wandte der alte Herr den Kopf nach uns um.

„Verzeihen Sie," begann er lächelnd, „wenn ich mich in Ihr Gespräch mische, welches von Persönlichkeiten handelt. Aber von der Bemerkung, die Sie eben machten, mein Fräulein, fühle ich mich zu sehr getroffen, als daß ich mich nicht verteidigen möchte. Ich war auch in dem Fall, von dem Sie eben sprechen — ich habe meine Frau sogar nur drei oder viermal gesehen, eh' wir uns verlobten, und wir sind doch ein sehr glückliches Ehepaar geworden."

Es war mir einfach unmöglich, die taktlose Äußerung zu unterdrücken, daß ich in diesem Fall das sehr natürlich fände! Mein alter Herr nickte mir lachend mit herzlicher Miene zu, es mochte

ihm wohl schon öfter vorgekommen sein, daß er so schnelle Eroberungen machte.

Meine Freundin, noch kühner als ich, richtete nun die Frage an ihn, wie das denn gekommen sei, ob er nicht Zeit gehabt hätte, sich länger zu besinnen?

Der alte Herr sah mit einem schelmischen Lächeln in unsere neugierigen Gesichter, dann sagte er freundlich:

„Ja, so etwas hören junge Damen immer gern! Aber es ist eine lange Geschichte, am Ende komme ich ans Ziel meiner dreistündigen Fahrt, eh' ich zu Ende bin!"

„Ach bitte," riefen wir beide, „es wird schon gehen, die Geschichte ist uns sicher nicht zu lang — wenn Sie so sehr freundlich sein wollen!"

Der alte Herr ließ sich erbitten, wir rückten uns alle drei gemütlich zurecht, und er begann:

„Daß es schon eine ganze Weile her ist, seitdem ich auf Freiersfüßen ging, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Ja, diese Eisenbahn, auf der wir jetzt so selbstverständlich durch die Welt fliegen, war damals etwas ganz Neues, ein Wunderwerk, welches nur mit ehrfurchtsvollem Staunen und

einem leisen Schauder benutzt wurde. So gewöhnt sich der Mensch an alles, und wir nennen die Jugend mit Unrecht anspruchsvoll; ihr wird nur eben das schon in die Wiege gelegt, was wir als große Leute erst staunend und dankbar bekommen haben. Der Telegraph war damals auch eben erst erfunden — ja, ja, denken Sie nur!

Ich war im Begriff, eine kleine Vergnügungsreise auf unbestimmte Zeit anzutreten, ein Entschluß, der mir um so leichter wurde, als ich ganz frei und ungebunden in der Welt dastand und von Angehörigen niemand besaß, als zwei alte Tanten und einen kleinen Hund, der, ein Nachklang der Zeitströmung, auf den schönen Namen „Nap" hörte. Nicht wahr, eine ziemlich durchsichtige Abkürzung im Jahrhundert der Freiheitskriege?

Nap, ein kleiner, guter, schwarzer Kerl, war als einziger und letzter Bewohner meiner Kinderheimat mit mir in die Fremde gewandert, hatte mit mir studiert, Examina gemacht und war mir stets ein lieber Freund und treuer Genosse gewesen; ja, ich glaube, ich war damals so weit, daß ich den alten Hund mehr liebte als irgend ein Wesen auf der Welt, meine lieben alten Tanten nicht ausgenommen.

Dieſe Tanten hätten Sie ſehen ſollen! Das waren noch ein paar Repräſentantinnen der gemütlichen Vergangenheit, wo die Leute ſich Zeit ließen. Schon die äußere Umgebung der beiden alten Damen war die Zierlichkeit ſelbſt. Sie wohnten in einem kleinen, ſaubern Hauſe, nicht am ſelben Ort mit mir, welches ſich durch die blitzendſten Fenſterſcheiben auszeichnete und grüne Jalouſien hatte. Das Häuschen war umgeben von einem etwas pedantiſchen Garten, deſſen Hecken und Grasplätze von einem aſthmatiſchen alten Faktotum mit der Papierſchere in Ordnung gehalten wurden. Da können Sie glauben, daß kein Zweig ſich erlauben durfte, nach ſeinem Gutdünken zu wachſen; ſofort war die Papierſchere da und ſtutzte den Naſeweiſen. Ein Paar ordnungsliebendere, gutherzigere, ängſtlichere und gewiſſenhaftere Seelchen als meine beiden lieben Tanten gab es nicht! Sie trugen ſich ganz gleich, hatten jede vier weiße, mathematiſch genau gekämmte Löckchen, Hauben mit jenen turmhohen weißen Krauſen, wie man ſie jetzt nur noch auf Bildern ſieht, und trugen beide Brillen.

An einem ſchönen Sommerabend traf ich denn

— und mich in ihre Gartenlaube zu einem zierlich aufgestellten Nachtmahl luden.

mit meinem Nap bei den Tanten ein, die mich herzlich und liebevoll aufnahmen und mich in ihre Gartenlaube zu einem zierlich aufgestellten Nachtmahl luden, deſſen Dimenſionen ungefähr der Art waren, als hätten die ſieben Zwerge fragen können: „wer hat von meinem Tellerchen gegeſſen?“ u. ſ. w. Aber ich ließ es mir wohlſchmecken, und nachdem ich den Tanten meine Pläne für die nächſte Zeit mitgeteilt hatte, rückte ich vorſichtig mit dem kühnen Anſinnen heraus, ob ſie Nap, eine ſonſt bei ihnen wohlgelittene Kreatur, für die Zeit meiner Abweſenheit wohl in Pflege und Obhut nehmen wollten.

Sie können ſich denken, daß die beiden Schweſtern nicht wenig erſtaunten, ſelbſt erſchraken. Ein Zuwachs ihrer Hausbewohnerſchaft, ein bellender, ſpringender, zottiger Mitbewohner ihres ſtillen beſchaulichen Daheims — ſie ſahen ſich wechſelweiſe eine gute Viertelſtunde an, ſchnupften, nieſten; ſelbſt dies Mittel ſchien heute nicht anzuſchlagen. Endlich nahmen ſie a tempo die Brillen ab und ſagten ſo feierlich, als gelte es ein Eheverſprechen, ein lautes, deutliches „Ja!“

Ich wußte, welch ein Opfer ſie mir brachten,

und ſprach es ihnen auch dankbar aus; ich fügte bei, daß nur das Bewußtſein, meinen Hund in den beſten Händen zu wiſſen, mich zu der großen Bitte ermutigt hätte, und dann machte ich mich eilig davon, damit die Tanten ihren edelmütigen Entſchluß nicht etwa bereuen möchten. Ich erklärte meinen ſchnellen Aufbruch damit, daß ich am nächſten Morgen ſehr früh mit der Bahn weiter müſſe, welche nur bis zu einem nahe gelegenen Städtchen führte; von da wollte ich mit Poſtpferden und auf eigenen Füßen meinen Weg fortſetzen.

„Und, liebe, beſte Tanten," fügte ich noch dringend hinzu, „laßt Nap die nächſten Tage nicht aus den Augen, er wird gewiß Verſuche machen, mir nachzuſetzen, und er könnte alsdann verloren gehen!"

Feierlich wurde mir dies angelobt, und ich nahm gerührten und dankbaren Abſchied, während Nap, durch ein Schüſſelchen Milch ins Haus gelockt, ahnungslos dieſen Labetrank ſchlürfte.

Der andere Tag war leider trübe und ſchwül. Als ich in das Städtchen H ... einfuhr, welches die Grenze zwiſchen Flachland und Gebirge bildet,

zog ein Gewitter dumpf grollend herauf, und der erſte Willkommgruß, der mir in H . . . wurde, war ein großer Regentropfen, der auf meine Naſe fiel. Ihm folgten mehrere, ein wahrer Wolkenbruch ſtürzte hernieder, und das liebenswürdige Wetter benutzte den Tag, um ſich, wie man ſagt, recht gründlich „einzuregnen.“ Unter dieſen Umſtänden eine Fußtour zu beginnen oder ſich einer Poſtchaiſe anzuvertrauen, um das Gebirge kennen zu lernen, wäre mehr als Thorheit geweſen. Es hieß alſo warten!

Ich quartierte mich in dem erſten Gaſthofe der Stadt ein, der vermutlich ſo hieß, weil es keinen zweiten gab, und ſah zum Fenſter hinaus. Zum Glück war ich von jeher unfähig, mich zu langweilen; ich hatte manchmal den beſten Willen, da kam mir etwas Unterhaltendes in die Quere — es ging nicht!

Auch hier war es ſo. Ich hätte mich eigentlich recht gut langweilen können, aber da lag gerade dem Gaſthauſe gegenüber ein ganz allerliebſtes Haus, das immer etwas zu ſehen oder zu hören gab. Ich konnte freilich nur die Seitenfront des freundlichen Gebäudes beobachten, denn die Vorder-

zimmer gingen nach einem schönen, großen Garten hinaus, dessen Lavendelduft, selbst durch den Regen nicht ertränkt, abends zu mir herüber geflogen kam.

An diesen Seitenfenstern nun saß öfters eine junge Dame und nähte. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, sie bückte sich immer sehr tief auf die Arbeit; ich sah nur ein Stückchen Wange, zuweilen flüchtig die Umrisse eines zierlichen Profils und ein Nest dunkelblonder Zöpfe, um einen seltsam geformten weißen Kamm geschlungen.

Da es nun schon den zweiten Tag regnete, hatte ich volle Muße, diese Beobachtungen anzustellen. Freundlicherweise hatte das Haus seinen Eingang auch auf der Seite. Gegen Abend kam ein dicker, stattlicher Herr nach Hause, dessen Kopf ich auch noch nie zu Gesicht bekommen hatte, denn er hielt immer einen großen, wohlhabend aussehenden Schirm über sich, den er erst zumachte, wenn seine behäbige Person schon innerhalb der Hausthür war. Und dann zur Thür hinaus schüttelte und spritzte er diesen Schirm aus, als wenn die Straße noch nicht naß genug wäre.

Ich hätte ja durch eine Frage leicht etwas über mein vis-à-vis erfahren können, aber ich wollte

es nicht — es war so sehr ergötzlich, mir meine Schlüsse aus dem zu ziehen, was ich sah.

Der Hausherr war entschieden kein Arzt, dazu kam er zu regelmäßig nach Hause, sondern

Beamter, ein Mann mit Bureaustunden. Die junge Dame am Fenster war seine Tochter und zwar sein Liebling; denn er begab sich stets geraden Weges zu ihr ins Zimmer. Dann stand sie sofort auf, legte die Arbeit zusammen und ging mit ihm hinaus. Eine dritte Person, die ich häufig ausgehen und wiederkommen sah, eine Dame in mittleren Jahren, mußte die Gesellschafterin sein, nicht die Frau vom Hause; denn wenn sie dem Vater begegnete, machte sie einen Knix.

Am Nachmittag des dritten Tages schien der Himmel ein ganz klein wenig lichter zu werden; ich trat ans Fenster und blickte, wie mir schon zur Gewohnheit geworden war, nach dem Hause gegenüber. Da saß die junge Dame — diesmal

ohne Näharbeit — ich hätte ihr Geſicht gewiß ganz gut ſehen können, aber ſie hielt ein Tuch vor die Augen — ſie weinte.

Ich blieb erſtaunt ſtehen. Warum mochte ſie weinen? Sie werden mir zugeben, daß ein junges Mädchen mit ſo ſchönen blonden Zöpfen, die von ihrem Papa verzogen wird und — weint, ein Fall iſt, über den man nachdenklich werden kann.

Nach einer Weile trocknete ſich mein Gegenüber die Augen, ſchrieb einige Worte auf einen kleinen Zettel, ſtand auf und verließ das Fenſter. Wenige Minuten darauf öffnete ſich die Hausthür, ſie trat heraus, in Hut und Mantel, einen Regenſchirm in der Hand, und blickte nach dem Himmel. Ein reizendes Geſicht war es, das muß ich ſchon ſagen!

Warum ich meinen Paletot ergriff und die Treppe hinunterging, weiß ich nicht zu erklären; aber ich that es und folgte der jungen Dame in reſpektvoller Entfernung, auch mit dem Regenſchirm bewaffnet.

Ein plötzlicher, heftiger Windſtoß faßte den Schirm meiner Schönen und drehte ihn von innen nach außen; er machte, wie man zu ſagen pflegt,

eine Tulpe daraus. Im selben Moment stürzte der Regen mit verdoppelter Gewalt hernieder, und das Mädchen, nach einem vergeblichen Versuch, den treulosen Beschützer wieder in seine alte Form zu bringen, verdoppelte ihre Schritte und eilte in einen geräumigen Hausflur, von wo sie in das tobende Wetter hinaussah. Ich dachte: das kann jeder! und nicht faul, betrat ich denselben Hausflur, zog den Hut und postierte mich der jungen Dame gegenüber an die Wand. Nach einer kleinen Weile trat sie an die Hausthür, zog den rechten Handschuh ab und streckte die Hand hinaus, um zu fühlen, ob der Regen noch nicht nachgelassen habe. „Kein Trauring!" dachte ich erfreut, ohne eigentlich zu wissen, warum es mich freute.

Da es noch mit aller Gewalt vom Himmel heruntergoß, nahm das Fräulein ihren Schirm wieder vor und versuchte, ihn in die richtige Verfassung zu bringen. Es gelang ihr aber nicht, und ich hielt dies für einen Wink des Schicksals, ein Gespräch anzuknüpfen. Mit abgezogenem Hut trat ich bescheiden vor und bot meine Hilfe an, die auch freundlich angenommen wurde.

Daß es mir nicht gelang, den Schirm zurecht-

zubringen, versteht sich von selbst. Sanfter Überredung wollte er nicht weichen, ich wandte also Gewalt an; der Tückische aber verstand keinen Spaß, sondern brach gelassen mitten durch. Das Fräulein sah erschrocken aus, aber nicht zornig — durchaus nicht zornig, was ich mir mit richtiger Menschenkenntnis als einen Beweis liebenswürdigen Temperaments auslegte. Ich stand da wie ein armer Sünder, stammelte ein paar Entschuldigungen und bat endlich um die Erlaubnis, meinen Schirm als Ersatz anbieten zu dürfen, wozu mich noch die egoistische Hoffnung stachelte, ich würde durch Rückgabe des von mir zerbrochenen Individuums einen Vorwand haben, um in die Burg zu dringen, die von der blondzöpfigen Prinzessin bewohnt war. An Abreise dachte ich schon nicht mehr, wie Sie sehen. Aber es kam anders!

„Ich danke sehr, mein Herr," sagte das junge Mädchen freundlich, „ich kann Sie Ihres Schirmes nicht berauben. Wollen Sie mir aber eine Droschke besorgen, damit ich meinen Weg fortsetzen kann, so nehme ich es dankbar an!"

Nun, das that ich natürlich und hatte die Genugthuung, daß ein sehr liebenswürdiges „Danke"

mich belohnte; dann, während ich, den Hut in der Hand, wie ein Lakai mich am Schlage aufstellte, rief die junge Dame zum Kutscher hinauf: „Nach der Zeitungsexpedition!“ Der Schlag fiel zu — und da stand ich.

Nach der Zeitungsexpedition! Was thut eine junge Dame in der Zeitungsexpedition? Allerlei finstere Gedanken bestürmten mich — sie wird doch nicht einen Brief abholen, von dem der Papa nichts wissen soll? Erst Thränen, dann Zeitungsexpedition — verdächtige Zusammenstellung!

„Dahinter muß ich kommen,“ rief ich so zornig, als wäre ich der Beichtvater der kleinen Dame.

Eine Idee fuhr blitzschnell durch meinen Kopf! Ich mußte einen Vorwand haben, auch nach der Expedition zu gehen. Sollte ich nach Briefen fragen? Nein, das war mit einem „Nichts für Sie!“ zu schnell abgemacht. Also mußte ich etwas annoncieren! Gedacht, gethan! Ein Blatt aus der Brieftasche gerissen und im Stehen geschrieben, wie folgt: „Ein kleiner, schwarzer Affenpinscher mit hellblauseidenem Halsband, auf den Namen Nap hörend, hat sich verlaufen. Der ehrliche Finder wird gebeten, denselben gegen eine angemessene

Belohnung im Hotel zum grünen Falken, Zimmer Nr. 10, abzugeben.“ Meine Adresse fügte ich bei, damit die Sache an Wahrscheinlichkeit gewönne und die junge Dame nicht glaubte, ich wollte sie nur unter einem Vorwand wiedersehen.

Nun denken Sie — der arme Nap! Er mußte noch herhalten, mußte sich angeblich verlaufen haben, um seinen Herrn auf den richtigen Weg zu bringen! Einige Kreuz- und Querfragen führten mich rasch nach der Expedition des Blattes, welches, wie ich hörte, das einzige für den ganzen Kreis und daher mit Inseraten stets sehr überhäuft war.

Auch heute fand sich in dem Lokal eine bedeutende Menschenmenge vor, welche fast bis an die Thür hin sich drängte und nur langsam zum Schalter avancierte. So sah ich denn auch meine Unbekannte gleich am Eingang stehen; ihr Zettelchen in der Hand wartete sie geduldig auf den Augenblick der Beförderung.

Als ich sie mit ehrerbietiger Verbeugung begrüßte, dabei etwas von „glücklichem Zufall“ murmelte, sah sie mich überrascht an, errötete, und ein leichtes Zucken ihrer Augenbrauen verriet, daß sie diese zweite Begegnung für keine zufällige hielt.

Auf meine Bemerkung erwiderte ſie kein Wort, ſondern ſah mit einer ſchnellen Kopfwendung nach der andern Seite hin. Ich that, als bemerkte ich es gar nicht.

„Denken Sie, mein Fräulein, wie traurig es mir ergeht! Ich komme vor drei Tagen ganz fremd hier in die Stadt und bin heute ſchon in der Lage, eine Annonce in die Zeitungsexpedition zu tragen, in der ein verlorener Beſitz und ein ehrlicher Finder die Hauptrolle ſpielen!“

Meine Nachbarin blickte raſch auf. Sie mochte fühlen, daß ſie mir unrecht gethan — nach ihrer Anſicht — und ärgerte ſich vielleicht ein wenig über die Eitelkeit, welche ihr zugeflüſtert, ich ſei wohl ihretwegen nach der Expedition gekommen, kurz, ſie entgegnete etwas freundlicher, ſie ſei in demſelben Fall. Sie habe ein kleines Schmuckſtück verloren, ein liebes, unerſetzliches Andenken.

„So, wie es hier beſchrieben iſt,“ fügte ſie hinzu und reichte mir den kleinen Zettel, den ich behutſam ergriff. „Können Sie mir wohl ſagen, mein Herr, ob die Anzeige ſo richtig gefaßt iſt? Ich wollte zu Hauſe niemand darum fragen,“ ſetzte ſie treuherzig hinzu, „weil — nun, weil ich fürchtete,

mein Vater könnte sehr ungehalten sein, wenn er erführe, daß ich eben dieses Besitztum verloren habe!"

Der Zettel enthielt in einer zierlichen Schulmädchenhand die Anzeige, daß ein schmaler goldener Ring mit einem Vergißmeinnicht von Türkisen verloren gegangen und gegen Belohnung T... straße Nr. 6 abzugeben sei.

„Sie können sich einige Worte sparen," bemerkte ich; „mit Ihrer Erlaubnis gebe ich dem Ganzen eine geschäftsmäßigere Form."

Sie nickte, und ich ließ mit großer Geschicklichkeit das Original des kleinen Schriftstückes in meiner Brieftasche verschwinden, als ich dem Fräulein die Kopie überreichte. Sie schien es gar nicht zu bemerken.

„Sie sagten, Sie hätten auch etwas verloren," begann sie nun ihrerseits etwas schüchtern, „ist es auch ein Andenken?"

„Ja, aber anderer Art," erwiderte ich; „mein Andenken hat vier Beine, einen krausen, schwarzen Pelz und bellt — mein Hund ist mir verloren gegangen!"

„Ach, wie schade!" sagte sie bedauernd; „aber

wie kann man einen Hund verlieren!“ setzte sie vorwurfsvoll hinzu.

„Nun,“ gab ich ruhig zurück, „ebensogut, wie man einen Ring verlieren kann, den man am Finger trägt.“

Sie lachte.

„Ich hatte ihn aber abgezogen,“ erwiderte sie eifrig, „und wollte ihn zu dem Juwelier dort drüben tragen,“ sie wies nach einem hübschen Laden mit großen Spiegelfenstern; „wie ich nun hinkomme und den Ring abgeben will — ist er fort, und ob ich ihn auf dem Wege oder sonst wo verloren habe, weiß ich nicht.“

„Ich denke, er findet sich wieder,“ tröstete ich, „und ich für meine Person werde jetzt immer mit niedergeschlagenen Augen umhergehen — wer weiß, ob ich nicht das verlorene Vergißmeinnicht irgend, wo treffe und dann so glücklich bin, es Ihnen zu geben.“

In diesem Augenblick wurde Platz am Schalter, die junge Dame eilte vor, gab ihren Zettel ab und verließ mit einer flüchtig freundlichen Kopfneigung gegen mich die Expedition, während ich nach ihrem Verschwinden gedankenlos mein Inserat

bezahlte und mir dann überlegte, daß es ja nun ganz unnötig gewesen sei, meine Lüge dem Druck zu übergeben. Doch Sie wissen, zu geschehenen Dingen läßt sich zwar noch viel sagen, aber nichts mehr thun. Ich ging denn meiner Wege, grübelnd und sinnend, wie ich den angeknüpften Faden der Bekanntschaft weiter spinnen sollte.

Plötzlich fiel mir etwas ein.

Ich dachte, einmal gelogen ist nach einem alten Sprichwort keinmal, also wollen wir es noch ein zweitesmal thun und dabei mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen — die Gelegenheit zur Fortsetzung einer Beziehung finden, die mich schon mächtig anzog, und dem liebenswürdigen Mädchen väterliche Vorwürfe ersparen.

Schnell, um dem Gewissen nicht erst Zeit zu lassen, mir etwas vorzubellen, betrat ich den mir von der jungen Dame bezeichneten Juwelierladen und bat, mir verschiedene Ringe vorzulegen. Während der Kaufmann das Verlangte herbeiholte, durchblätterte ich rasch den auf dem Ladentisch liegenden Adreßkalender, der mir auch bald über Namen und Stand meines Gegenüber bereitwillig Auskunft erteilte.

Ich hatte recht: der Vater des Mädchens war, wie ich vermutete, Juſtizrat — leider ſind die Adreßbücher nicht ausreichend, um ſonſtige gewünſchte Details über eine Familie zu erfahren. Indes, ich wußte genug und begann mein Lügengewebe zuverſichtlich weiter zu ſpinnen.

Ich ſuchte unter den Schmuckſachen, die der freundliche Kaufherr mir vorlegte, ſchüttelte den Kopf und ſagte endlich, dies ſei alles nicht, was ich wollte, ich brauchte einen beſtimmten Ring.

„Ich will genau denſelben haben, den Fräulein W . . ., die Tochter des Juſtizrat W . . . in der T . . . ſtraße, beſitzt — es handelt ſich um eine Wette!“ fügte ich raſch hinzu, da der Juwelier mich erſtaunt anſah und ſogar ein wenig lächelte.

„Ich erinnere mich des Ringes ganz gut,“ ſagte er nun, „und ich hatte genau denſelben noch einmal, habe ihn aber meiner Tochter geſchenkt, der er bei Fräulein W . . . ſo gut gefiel.“

„Das iſt betrübend,“ erwiderte ich achſelzuckend, „denn ich müßte ihn bald haben. In zwei bis drei Tagen ſpäteſtens verlaſſe ich die Stadt und möchte meine Wette gern vorher noch zum Austrag bringen.“

Der Juwelier besann sich ein Weilchen.

„Wenn Ihnen so sehr viel daran gelegen ist," begann er dann zögernd, „so könnte ich ja meiner Tochter später ein anderes Exemplar des Gewünschten anfertigen lassen — er ist nun freilich schon längere Zeit getragen worden und sieht nicht mehr ganz so blank aus, wie ein neuer Ring."

„Um so besser," rief ich erfreut und unvorsichtig, setzte aber dämpfend hinzu, „ich meine, das schadet nichts — wenn Ihr Fräulein Tochter so sehr gütig sein wollte!"

„Ich will mit ihr sprechen," bemerkte der Vater, dem die Sache zweifelhaft schien; „vielleicht bemühen Sie sich morgen früh noch einmal zu mir."

Ich versprach es und verließ den Laden, ärgerlich darüber nachdenkend, wie ich den Tag hinbringen werde. Nachdem ich nun mein schönes vis-à-vis einmal gesprochen, konnten mich die stummen Fensterbeobachtungen nicht mehr ergötzen und waren gewissermassen auch unstatthaft geworden.

In reiferen Jahren sieht man erst ein, wie thöricht es ist, sich darüber zu beklagen, daß die Zeit nicht rasch genug vergeht! Aber die Jugend,

mit ihrem unerschöpflichen Reichtum an zukünftigen Tagen, möchte oft das „heute“ mit den Händen vorwärts schieben, um bald zu irgend einem ersehnten „morgen“ zu gelangen!

Nun, auch mein Tag ging dahin — und ehe ich mich's versah, war der Abend da und die Nacht — ich ging auf mein Zimmer, um mich zur Ruhe zu begeben.

Vorher öffnete ich noch einmal das Fenster und sah auf die Straße und auf das Haus gegenüber.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt, ein ruhiger Mondschein lag auf den Dächern, milde, warme Luft strich über meine Stirn — ich konnte weiter reisen — wenn ich wollte!

Ich schlief bis tief in den nächsten Morgen hinein und trat im Traum auf einen kleinen, harten Gegenstand, der sich als ein Ring mit einem blauen Stein auswies. Freudestrahlend will ich mich eben damit nach dem Hause des Justizrats begeben — da klopft es an meine Thür, und die naseweise Bemerkung: „der Barbier ist da!“ ruft mich aus der Traumwelt in die rauhe Wirklichkeit zurück.

Ich frühstückte eilig — es war mittlerweile elf Uhr geworden — und wollte eben das Hotel

verlassen, als ich neben meiner Kaffeetasse die neuste Zeitung liegen sah.

Hastig durchsuchte ich den Inseratenteil — richtig — da stand der kleine blaue Ring, und da stand Nap, im Falken, Zimmer Nr. 10, abzugeben.

Sofort machte ich mich auf den Weg zum Juwelier.

Der prachtvollste Sommertag, klar und warm, war angebrochen — zu einer Gebirgsreise wie geschaffen!

Ich schämte mich eigentlich, daß ich nicht reiste!

Im Laden angekommen, bemerkte ich sofort an dem lächelnden Gesicht des Inhabers, daß „Goldschmieds Töchterlein" wirklich so liebenswürdig gewesen sei, den Ring herzugeben. Ich bezahlte, steckte mein neuerworbenes Eigentum schleunigst in die Tasche und begab mich nach dem Hause, welches schon so lange der Gegenstand meiner eifrigsten Beobachtungen war.

Vor der Thür stand ich einen Augenblick still. Mir sagte eine innere Stimme, daß ich mit dieser Schwelle zugleich einen bedeutungsvollen Lebensabschnitt beträte — und mit heiligem Schauder zog ich an dem Klingelgriff.

Meine Karte, die ein sauberes Dienstmädchen hineinbeförderte, mochte wohl Verwunderung erregen, um so mehr, da ich nach den Damen gefragt hatte, also nicht wohl für einen geschäftlichen Besucher gelten konnte — aber ich wurde angenommen und befand mich bald in einem großen, hellen Zimmer, das in einen schönen, blumengeschmückten Gartensalon Einblick gewährte.

Auf dem Sofa saß die schon erwähnte ältere Dame — aber sonst war niemand zu sehen!

Das Schicksal schien mir durch meinen schon ganz ausgearbeiteten Entwurf einen häßlichen Strich machen zu wollen — indes, ich konnte nichts weiter dabei thun!

Die Dame stand auf, machte mir eine Verbeugung und sah mich fragend an.

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten," begann ich, mit einer mir durchaus neuen Verlegenheit kämpfend, „daß ich so fremd hier einzudringen wage. Meine Kühnheit ist nur durch einen besonderen Umstand zu entschuldigen — ich habe heute morgen in der Zeitung gelesen, daß eine Dame aus diesem Hause einen kleinen Ring verloren hat — und ich bin so glücklich gewesen, denselben wiederzufinden!"

„Ach, Sophiechens Ring!“ rief die Dame mit freundlichem Geſicht; „das iſt ſehr liebenswürdig von Ihnen, mein Herr, daß Sie ſich ſelbſt zu uns bemühen. Das arme Kind hat ſich ſchon ſoviel um den Ring gegrämt, ſie hatte ihn von der verſtorbenen Tante Adele erhalten, einer Schweſter der Frau Juſtizrätin, die uns auch leider ſo früh entriſſen wurde. Es durfte gar nichts verlauten, daß der Ring verloren war, denn der Herr Juſtizrat iſt im allgemeinen ſehr gut, wirklich, man kann ſagen, ausnehmend gut und nun gar zu Sophiechen ein ſehr guter Papa; aber Sie wiſſen ja, wie die Herren ſind, ſie haben alle ihre Eigenheiten, und eigen iſt der Herr Juſtizrat auch.“

Ich fand begreiflicherweiſe weder Zeit noch Gelegenheit, ein Wort einzuſchieben.

„Nun aber,“ fuhr die gute Dame fort, „will ich Sophiechen holen. Sie ſollen ſelbſt ſehen, was ſie für eine Freude haben wird! Sie iſt ja ſchon ganz unglücklich über den Ring! Nein, ich kann mich gar nicht genug wundern, daß er wieder da iſt! So ein kleines Ding, wie leicht konnte er zertreten werden, oder bei dem Regen geſtern — er konnte in die Goſſe fallen und weg war er!

Es konnte ihn ja auch jemand finden, der nicht ehrlich war — es giebt zu schlechte Menschen!"

Hier ging ihr glücklicherweise der Atem aus, und sie verließ mit den Worten: „einen Augenblick, mein Herr!" das Zimmer, während ich meinen Ring in der Hand hielt, mich schämte und mich freute.

Es verging eine ziemliche Zeit, ehe die Dame wieder eintrat, dicht hinter ihr das junge Mädchen, dessen Bekanntschaft ich schon gestern gemacht.

Sie stutzte, als sie mich sah, errötete und setzte eine kleine vornehme Miene auf. Ich wollte mich ihr eben mit einigen erklärenden Worten nähern, als die Alte wieder dazwischen fuhr.

„Na, Sophiechen, du wirst dich wundern! Du wunderst dich wohl schon, nicht wahr? Wie ich ihr sage, daß sie mitkommen soll, es wäre ein fremder Herr da, da sagte sie: „Tante, was soll ich denn drüben, du kannst doch wohl einen fremden Herrn allein annehmen," denn sie war gerade über dem Einkochen von —"

„Liebe Tante," unterbrach sie das Mädchen freundlich, „das kann den Herrn unmöglich interessieren!"

Und dabei wandte sie sich zu mir und sah mich fragend an.

„Darf ich wissen, was es ist, wovon meine Tante sich so große Verwunderung meinerseits verspricht?"

„Ich war so glücklich," begann ich stockend, hielt aber inne und überreichte ihr den Ring.

Eine helle Freude flog über das reizende Gesicht, und zwei große Thränen traten ihr in die Augen. Mit ausgestreckter Hand kam sie auf mich zu.

„Ich danke Ihnen — ich danke vielmals! Sie machen mir eine unendlich große Freude — mein lieber Ring!"

Ich kann mir in dem Augenblicke wie ein nichtswürdiger Betrüger vor! Hier stand ich und nahm Dank, Freudenthränen, freundliche Aufnahme, sogar einen freundlichen Händedruck entgegen — für einen ganz abscheulichen Schwindel.

Ich war drauf und dran, meine Sünden zu bekennen und hinausgeworfen zu werden, als sich die Thür aufs neue öffnete und der stattliche Herr des Hauses eintrat.

Er blieb überrascht stehen, als er die Gruppe in der Mitte des Zimmers erblickte.

Sie — die Gruppe — sah auch nicht unbedenklich aus! Ein verlegener junger Mann, ein errötendes Mädchen mit Thränen in den Augen und einem Ringe in der Hand und eine ältere Dame, die eben hätte segnen können!

Diese letztere stürmte indes sofort auf den verblüfften Justizrat ein und überschüttete ihn mit Ausrufen, Erklärungen, Vorstellungen — bis er sich lachend die Hände vor die Ohren hielt.

„Das Kurze und Lange von der Sache ist jedenfalls, daß Sophie ihren Ring verloren und wiederbekommen hat, und daß wir Ihnen, mein Herr, dafür zu danken haben."

Höfliche Verbeugung! Wieder ein Dank, den ich nicht verdiente! Ich erstickte fast daran und mußte mich nun noch von dem Papa aufs Sofa nötigen lassen und eine halbe Stunde lang über Juristerei plaudern!

Zum erstenmal in meinem Leben konnte ich begreifen, wie einem Friseur oder Schneidergesellen zu Mut sein muß, der als Graf in ein Weltbad reist und demgemäß behandelt wird.

Ich war, wie ich schon sagte, wirklich immerfort im Begriff, meine Larve abzuwerfen und als blamiertes, aber ehrliches Schaf aus meinem Wolfspelz hervorzukriechen — aber der Zauber des Augenblicks war stärker als ich — ich blieb und schwieg.

Als ich es endlich an der Zeit fand, die Familie nicht länger vom Genuß des Mittagessens zurückzuhalten, lud mich der Hausherr in freundlichster Weise ein, den Abend bei ihnen zu verleben, was ich tief beschämt, aber äußerlich mit schöner Fassung annahm.

So war ich denn nun durch die Dornenhecken gänzlicher Unbekanntschaft in das verzauberte Schloß gedrungen; aber das Ritterschwert, welches mir

den Weg zur Prinzeß Dornröschen gebahnt hatte — war eine Lüge! Mit einem Seufzer und dem alten Wort, daß der Zweck die Mittel heilige, ſang ich mein Gewiſſen in Schlaf und kehrte in den Gaſthof zurück.

Im Hausflur ſtand ein Mann in einer blauen Jacke, mit einer groben Phyſiognomie, er trug einen kleinen, ſchwarzen Hund auf dem Arm. Ich achtete nicht auf ihn, ſondern begab mich auf mein Zimmer, um mich angenehmen Erinnerungen und noch ſchöneren Erwartungen zu überlaſſen.

Leiſes Pochen an der Thür ſchreckte mich auf.

Auf mein „Herein!“ erſchien zuerſt der wohlfriſierte Oberkellner, hinter ihm der Mann in der blauen Jacke mit dem Hunde, den ich beim Eintreten bemerkt hatte. Der letztere trat einen Schritt näher, und indem er das Tier am Genick faßte und mir mit vorgeſtrecktem Arm entgegenhielt, ſagte er:

„Ich wollte fragen, ob das der Hund iſt, den Sie verloren haben?“

Meine Empfindungen ſind ſchwer zu beſchreiben! Lachluſt und Beſchämung kämpften heftig in mir — die greifbaren Folgen der zweiten Lüge machten ſich bemerklich.

„Nein," sagte ich kurz, „das ist nicht mein Hund!"

„Am Ende doch!" bemerkte der Fremde, „er ist ja schwarz und klein!"

Hierbei setzte er das Tier auf den Boden und schien es nicht wieder an sich nehmen zu wollen. Die kleine, höchst gemein aussehende Kreatur fuhr, wahrscheinlich durch schlechte Behandlung gereizt, sofort bellend und schreiend auf mich ein und schnappte in höchst ungemütlicher Weise nach meinen Stiefeln.

„Sehen Sie, er kennt Sie!" sagte das blaujackige Individuum mit der größten Frechheit, „ich bitte um die Belohnung, die in der Zeitung —"

„Das ist doch zu stark!" rief ich nun meinerseits geärgert; „dieses Tier habe ich nie gesehen, es beißt mich, und Sie wollen von mir noch eine Belohnung? Dort ist die Thür!"

Der Mann rührte sich nicht.

„Nun, dann bitte ich mir wenigstens ein Trinkgeld aus — ich habe zwei ganze Stunden hier auf Sie gewartet, und meine Zeit kostet Geld!"

„Nemesis!" dachte ich und gab ihm, um es kurz zu machen, ein Geldstück, worauf er den Hund

wieder wie ein Bündel Lumpen ergriff und mit einem höhniſchen Kratzfuß das Feld räumte.

Im Laufe des Nachmittags erſchienen noch zwei Frauen und ein großer ſchurkiſcher Junge,

die alle Hunde brachten — der Junge ſogar einen weißen! — und die mit Jammern und Grobheiten Futterkoſten, Wartegeld und wer weiß was ſonſt noch von mir erpreßten. Aber der Abend ſollte mich für dieſe Mühſal belohnen.

Ich ſaß in dem hübſchen Garten drüben bei

meinen neuen Freunden, und wir plauderten so gemütlich, als kennten wir uns schon seit langer Zeit.

Dann ging Sophie in den Gartensaal und sang uns ein Lied; der Vater sah vergnügt dazu aus — und ich — nun, ich war auch ganz befriedigt von meiner Lage. Aber eins wußte ich schon an diesem Abend ganz genau, daß meine Bekanntschaft mit Sophie nicht umsonst durch einen Ring angefangen hatte; wenn es nach mir ging, sollten noch mehr Ringe in unseren gegenseitigen Beziehungen eine Rolle spielen. Also, es geht manchmal schnell mit solchem Entschluß, wie dieses Beispiel zeigt!

Den nächsten Tag verbrachte ich wieder fast ganz im Hause des Justizrats; wir hatten sogar eine Art Verwandtschaft aufgestöbert, die zwischen einer Großmutter meiner Stieftante und einem Onkel des Justizrats bestanden haben konnte — ich hatte also gewissermaßen ein Recht, dort zu sein!

Nun, und es traf sich so, daß ich am dritten Abend mit Sophie und der Tante im Gartensaal saß, und die letztere abgerufen wurde.

Jetzt, werden Sie denken, hätte ich meinen schnell erblühten Gefühlen gleich Worte gegeben.

O nein, so einfach ging das nicht! Ich mußte noch gehörig durch die Traufe.

Wir saßen in etwas stockender, verlegener Unterhaltung zusammen, wie das so leicht kommt, wenn man mehr zu sagen wüßte, als recht angehen will — da stürzt freudeglitzernden Antlitzes die Magd des Hauses herein.

„Na, Fräulein Sophie, Sie werden sich aber freuen! Ich bin in Ihrer Stube und nähe, und da fällt mir der Fingerhut auf die Erde und kollert unter den großen Schrank. Ich hole mir den Johann, und wir rücken den Schrank etwas beiseite, und was finde ich? — Ihren Ring, den Sie so gesucht haben!"

Prosit Mahlzeit!

Ich weiß kaum anzugeben, was ich in dem Moment dachte. Mein Hauptgefühl war lebhaftes Bedauern, daß die Wohnungen wohlhabender Privatleute keine Versenkungen haben, in denen man in so entschieden blamablen Augenblicken verschwinden kann.

Sophie war ganz ruhig, nur sehr blaß geworden. „Ich danke, Christiane, es ist mir sehr lieb, daß der Ring da ist — Sie können gehen!"

Die Magd verſchwand, augenſcheinlich ſehr verblüfft über die ruhige Aufnahme dieſes freudigen Ereigniſſes.

Sophie wandte ſich zu mir, ihre Stimme zitterte etwas.

„Ich darf Sie wohl bitten, Herr Doktor, mich über dies ſonderbare Zuſammentreffen aufzuklären und — Ihr Eigentum wieder an ſich zu nehmen!“

Bei dieſen Worten ſtreifte ſie langſam den Ring, den ich gefunden haben wollte, vom Finger und hielt ihn mir hin.

Und ich? Nun, ich that, was ich gleich hätte thun ſollen — ich beichtete ehrlich, demütig, zerknirſcht, wie ſie mich intereſſiert hätte, ehe ich ein Wort mit ihr geſprochen, wie lebhaft ich gewünſcht, in das Haus ihres Vaters zu kommen, wie ich dann im Moment die ganze Finte erſonnen und, einmal drin, nicht wieder herausgekonnt hätte. Und dann bat ich ſie flehentlich, den Ring zu behalten, und wurde immer eifriger und beredter und ſagte ſchließlich alles heraus, daß ich den Ring nur dann wiedernehmen würde, wenn ich ihn mit einem andern vertauſchen dürfte — mit dem Verlobungsring!

Und daß mir verziehen wurde, beweist Ihnen die Thatsache, daß der wirkliche Ring noch heute hier an meiner Uhrkette hängt — sehen Sie, das ist er! und daß Sophie seit einer langen Reihe von Jahren meine Frau ist. Um aber noch einmal auf den Verlobungsmoment zurückzukommen — wir saßen ganz stillvergnügt zusammen, als plötzlich der Diener erschien und mir ein Telegramm überreichte.

Erschrocken und überrascht öffnete ich dasselbe. Es war von meinen Tanten und lautete:

„Anzeige im Kreisblatt unnötig, Nap ist hier!“ Daß nun die Hundegeschichte auch noch an den Tag kam, daß abends, als die Gesundheit des Brautpaares getrunken wurde, der Schwiegervater meine ganze Schlechtigkeit erfuhr, das können Sie sich denken.

Aber sehen Sie, es kann manchmal schnell gehen mit dem Kennenlernen und Verloben, und es hält doch.“

Der Zug begann langsamer zu fahren.

„Leben Sie wohl, meine jungen Damen,“ sagte der liebe, alte Herr mit seinem freundlichsten Lächeln, „vergeben Sie, wenn Ihnen meine Geschichte zu lang war, und nehmen Sie sich ja kein

Beiſpiel daran! Immer geht's nicht ſo gut ab mit dem Lügen, und dann iſt es doch ſehr unangenehm, wenn es ans Licht kommt!"

Der Zug hielt an, der alte Herr verließ uns, und ich habe ihn ſeitdem nicht wiedergeſehen. — Aber noch heute beſteige ich keinen Dampfwagen ohne die leiſe Hoffnung, den ſilbernen Kopf meines alten Herrn mir entgegenglänzen zu ſehen und ihn noch einmal lachen zu hören!

Glück muß man haben!

Und wenn Sie, verehrteſter Herr Amtsrat, meiner Werbung nicht durchaus abgeneigt ſein ſollten, ſo darf ich wohl die ergebene Bitte ausſprechen, die Einlage Ihrem Fräulein Tochter zu übergeben und mir, in freundlicher Rückſichtnahme auf die Verhältniſſe, Ihre Antwort womöglich noch im Laufe des heutigen Tages zugehen zu laſſen, was ſich ja bei der faſt ſtündlichen Eiſenbahnverbindung zwiſchen hier und Frankenberg ſehr wohl ermöglichen läßt."

Mit dieſen Worten ſchloß der Leutnant Fritz Sterneck ſeinen Brief, ſteckte ihn ins Couvert, ſchrieb die Adreſſe: „An Herrn Amtsrat Solgers in Neu-Teſſin bei Frankenberg" und legte das bedeutungsvolle Schriftſtück mit einem erleichterten „So" vor ſich auf den Tiſch.

Die Lampe, welche dieſen Tiſch beleuchtete, kämpfte ſchon in unſchöner Mattigkeit gegen den jungen Sommermorgen — noch dazu einen Sonntagsmorgen — der friſch, duftig und noch in leichten Frühnebel verhüllt über der ſchlafenden Stadt emporſtieg.

Fritz löſchte das Licht, welches ihm zu ſeiner nächtlichen Schreiberei gedient hatte, und nahm mit dem ſeltſamen Gemiſch von nüchterner Müdigkeit und nervöſer Erregung, welches wir in dieſer allerfrüheſten Morgenſtunde ſo leicht empfinden, am geöffneten Fenſter Platz. Es ſchien ihm kaum mehr der Mühe zu lohnen, den Schlaf noch aufzuſuchen; er blickte, den Kopf in die Hand geſtützt, gedankenvoll auf den leeren Marktplatz zu ſeinen Füßen, und unwillkürlich drängte ſich ihm die Frage auf, ob wohl jedem Bräutigam nach der Abfaſſung des Werbebriefes ſo — ja ſo richtig nüchtern zu Mute ſei? Oder lag es bei ihm in den beſonderen Verhältniſſen?

Er ſtand gewiſſermaßen in doppelter Hinſicht auf dem Sprunge. Sein Abſchied vom Militär war eingereicht, und er trat bis zur Bewilligung desſelben am nächſten Tage einen Urlaub an, um

sein väterliches Gut selbst zu übernehmen, auf welchem er aufgewachsen, und an dem ihm jeder Zoll Boden bekannt war.

Ebenso bekannt war ihm die Familie eines Gutsnachbarn seiner Eltern, des etwas gewaltthätigen Amtsrats Solgers, seiner schüchternen, graublonden Frau und seiner noch schüchterneren und noch graublonderen Tochter Amalie.

Nach der Meinung und Ansicht der Seinigen konnte Fritz gar nichts Vernünftigeres thun, als Amalie zu heiraten — „die Äcker grenzten nachbarlich zusammen, die Herzen stimmten überein" — oder wenn sie es nicht thaten, so war dies, wie ältere Leute oft zu sagen und an Beispielen zu erläutern lieben, durchaus kein Grund, warum die Besitzer dieser Herzen nicht äußerst glücklich miteinander werden sollten.

Fritz war im Grunde seiner ehrlichen Seele, trotz eines hin und wieder hervorbrechenden knabenhaften Übermutes, ein ganz klein wenig Philister — das heißt Familienphilister! Was man daheim für gut und wünschenswert erklärte, hatte er bis jetzt auf Treu und Glauben ebenfalls dafür hingenommen, und so war ihm auch Amalie Solgers

immer als etwas Gutes und Wünschenswertes geschildert und erschienen. Immer — bis heute morgen, wo er sich entschlossen hatte, um sie zu werben!

Als er, den großen Entschluß couvertiert und adressiert vor sich auf dem Tische, in den herrlichen jungen Tag hinausblickte, der in seinen halb durchsichtigen Wolkenschleiern die waldigen Hügel des nahegelegenen Höhenzuges bald zeigte und bald verbarg — da überfiel ihn mit plötzlicher Traurigkeit das Bewußtsein, *was* ihm eigentlich fehle! So duftig, so unbegrenzt und unbestimmt in Form und Umriß muß nicht nur die Frühstunde eines schönen Tages — nein, auch die Morgenstunde des Lebens sein, wenn sie nicht ihren Zauber verlieren soll! Der Reiz der *Ungewißheit* war es, der seinem Zukunftsbilde mangelte. Es lag nicht vor ihm, wie eine blaue Ferne im Frühlicht, die man mit ahnungsvollem Entzücken, unbekannten Abenteuern entgegen, betritt — sein Schicksal glich einem kleinen, prosaischen Pachterhof im Mittagssonnenschein, abgegrenzt, durch und durch alltäglich und nur *dem* begehrenswert, der die ersten Schaumperlen vom Lebensbecher schon getrunken hat!

Er versuchte, sich einzureden, daß nur die

ſchlafloſe Nacht es ſei, die ihm ſein neues Glück in ſo überwachter, mattfarbiger Beleuchtung zeige, und griff nach der Mütze, entſchloſſen, den mahnenden und grollenden Stimmen in ſeinem Innern durch eine vollendete Thatſache, d. h. durch Abſchicken des Briefes, Schweigen zu gebieten.

Während er das Couvert noch in der Hand hielt und zweifelhaft betrachtete, wurde ihm klar, daß vor dem ſpäten Abend auf Antwort nicht zu rechnen ſei, ſelbſt angenommen, daß ſein zukünftiger Schwiegervater in der Laune ſein ſollte, ihm ſofort ein „Ja“ oder „Nein“ zuzurufen oder beſſer zuzudonnern; der Amtsrat war, wie geſagt, ein gewaltthätiger Herr und hatte eine ſeinem Temperament entſprechende Stimme, vermittels derer er die ſanften Einwürfe ſeiner Frau und Tochter einfach totſchrie.

Im günſtigſten Falle einen ganzen Tag lang auf ſolchen Beſcheid zu warten, hat um ſo weniger etwas Verlockendes, wenn die Zeit einem Sonntage angehört. Das dunkle Gefühl, daß dies der letzte Sonntag ungebundener Freiheit für ihn ſei, daß er vielleicht vor Ablauf der Woche ſchon als mäßig beglückter Verlobter an der Seite der blaſſen

Amalie mit der ſtets etwas duldenden und leidenden Miene ſitzen werde, bewirkte, daß unſer Held aufſprang und ſchnell, ohne viel zu überlegen, einen grauen Zivilanzug ſtatt ſeiner Uniform anlegte, mit dem Entſchluſſe, dieſen „letzten Sonntag“ noch auf irgend eine Weiſe auszunützen und ſich als Spielball dem luſtigen Dämon Zufall in die Hand zu geben, der es vielleicht gut genug mit einem ehrlichen Geſellen meinte, um ihm vor Thoresſchluß noch einen amüſanten Tag zu gönnen.

„Aber der Brief muß fort,“ ſagte Fritz vor ſich hin, während er ſich anſchickte, das Haus zu verlaſſen; „denn ſonſt bleibt die Geſchichte wieder wochenlang liegen, und ich möchte nun endlich einmal damit ins reine kommen.“

Bei dieſen Worten trat er auch ſchon auf den Marktplatz hinaus, an deſſen Eckladen ihm ein Briefkaſten einladend entgegenwinkte.

Als Fritzens Werbung in dem breiten Spalt des Kaſtens verſchwunden war, erhob er die Augen und erblickte zwei weibliche Geſtalten, welche an ihm vorbei über den Platz gingen.

Es fiel ihm auf, daß die Damen zu ſo früher Stunde das Haus verließen, und ſein Intereſſe

an ihren Beweggründen wuchs mit großer Schnelligkeit, als er bemerkte, daß eine der beiden Spaziergängerinnen ein junges Mädchen von ganz besonderer Anmut war. Der breitrandige Strohhut warf zwar über den oberen Teil ihres Gesichts einen leichten Schatten, vermochte aber nicht zu verbergen, daß zwei blitzende, dunkelblaue Augen sich als Licht in diesem Schatten befanden. Den Augen entsprechend trug das ganze Gesicht, ja die ganze Erscheinung des Mädchens, welches eben der Schule entwachsen zu sein schien, ein unverkennbares Gepräge furchtlos schelmischen Übermutes und Frohsinns, dabei hatte sie eine gewisse vogelähnliche Beweglichkeit in der Art, wie sie ihren zierlichen, blonden Kopf nach allen Seiten drehte und mit der naiven Neugier eines Kindes überall umhersah. Sie trug einen ziemlich großen Arbeitskorb mit festschließendem Deckel am Arm; dieser und ein kreuzweis über der Brust zusammengestecktes weißes Tuch gaben ihr ein gewisses sehr reizvolles Rokokoansehen, welches unseren Fritz unwillkürlich an Friederike von Sesenheim gemahnen wollte.

Die Begleiterin der jungen Schönheit war

eine sehr wohlbeleibte Dame mit einem unendlich gutmütigen, breiten Gesicht, welches in Form und Ausdruck den Abbildungen der Sonne in manchen Bilderbüchern glich. Gleichwohl bekam dieses Gesicht durch einen leisen Bartanflug auf der Oberlippe, sowie durch einen Hut, der sich scheinbar durch Zauberei, jedes Bindemittel verschmähend, auf ihrem Haupte erhielt, einen gewissen Anstrich von energischer Unternehmungslust.

Fritz schloß aus dem Körbchen, welches das junge Mädchen am Arme trug, daß die Damen sich nach einem der Kaffeegärten zu begeben im Begriff standen, welche, in der Vorstadt gelegen, häufig zu solchen Morgenausflügen benutzt wurden, wenn auch selten zu so früher Stunde. Er folgte in gemessener Entfernung und trat mit einem gewissen Vergnügen in die Spuren sehr zierlicher Absatzstiefelchen, welche die junge Dame in dem Sande der Promenadenanlagen hinterließ.

An der nächsten Ecke wandten sich die Spaziergängerinnen nach rechts, Fritz that ein gleiches und befand sich auf einem freien Platze, einer zahlreichen, munter durcheinander sprechenden Gesellschaft gegenüber, die, um einen Omnibus gruppiert, sich ent-

Sie trug einen ziemlich großen Arbeitskorb ....

ſchieden zu einer Landpartie rüſtete. Die energiſche Dame mit ihrer reizenden Tochter, Nichte, Pflegebefohlenen, was ſie auch ſein mochte, wurde freudig und zugleich wegen der Verſpätung vorwurfsvoll begrüßt, wobei Fritzens ſcharfes Ohr es auffing, daß die junge Dame Lotte hieß, und man ſchickte ſich an, den Wagen zu beſteigen.

Fritz entwarf, als guter Stratege, blitzſchnell ſeinen Plan und ging als ſchlechter Diplomat an deſſen Ausführung, ohne ſich Zeit zur Überlegung zu laſſen. Er miſchte ſich mit edler Dreiſtigkeit, ohne ein Wort zu ſprechen, unter die Geſellſchaft, und als ein ſehr geſchniegelter, ſehr blonder junger Mann eben im Begriff ſtand, ſeinen Platz neben Fritzens Schönheit einzunehmen, ſchob letzterer ihn mit einem höflichen „erlauben Sie“ zurück und nahm, ſeinen Hut artig lüftend, die Stelle des grenzenlos Verblüfften ein.

Für wenige Sekunden bemächtigte ſich eine ſolche wort- und bewegungsloſe Überraſchung der Geſellſchaft, daß ein Unparteiiſcher in Verſuchung gekommen wäre, Fritzens hübſches, biederes Geſicht für ein Meduſenhaupt zu halten. Aber der unheimliche Zauber löſte ſich ſchnell, und ein älterer,

jovial ausſehender Herr mit einem grauen Vollbart trat mit den Worten auf unſeren Helden zu: „Mein Herr, darf ich Sie wenigſtens bitten, uns zu ſagen, wen wir die Ehre haben, in unſerer Mitte zu ſehen?“

Fritz, Erſtaunen und ſogar leichte Entrüſtung heuchelnd, erwiderte mit großer Unbefangenheit: „Ich ſehe eigentlich keinen Grund dafür, mein Herr; jeder Menſch hat doch das Recht, einen Omnibus zu einer kleinen Spazierfahrt zu benutzen, ohne ſofort über ſein Curriculum vitae befragt zu werden!“

Der düſtere und kampfesmutige Ausdruck, der ſich bei der erſten Hälfte von Fritzens Entgegnung über die männlichen Geſichter in der Geſellſchaft verbreitet hatte, wich nach und nach dem ironiſchen Lächeln der Überlegenheit; „der wird einen guten Schreck bekommen,“ ſtand in leſerlicher Schrift auf den Mienen der Anweſenden. Auch der alte Herr, welcher der Feſtordner bei dieſer Vereinigung zu ſein ſchien, lächelte.

„Sie ſind im Irrtum, mein Herr, dieſer Omnibus iſt von uns für den heutigen Tag gemietet und zu einem gemeinſamen Ausfluge im geſchloſſenen Kreiſe beſtimmt.“

Der durchaus nicht überraschte Fritz war sofort ganz Beschämung und Schrecken; er entschuldigte sich bei jedermann und der dazu gehörigen Frau, er bedauerte aufs lebhafteste, ahnungslos einen solchen faux pas gemacht zu haben, und war, wie er versicherte, schon bestraft, indem er eine ziellose Spazierfahrt, zu der ihn der schöne Morgen verlockt, nun aufgeben und bescheiden in seine heiße Stadtwohnung zurückkehren werde.

Fritz konnte wirklich sehr liebenswürdig sein! Auch bei diesen Entschuldigungen entwickelte er so viel Artigkeit und Gewandtheit, daß sich das Vorurteil der Gesellschaft fast ausnahmslos für ihn entschied, was er schlau genug war, zu bemerken. Nur der blonde junge Mann, den er von der Seite des schönen Mädchens verdrängt hatte, sah düster und drohend aus und schielte zornig auf unseren Helden.

Nach einer leise geführten Beratung mit den einflußreichsten Mitgliedern der Gesellschaft trat der ältere Herr wieder auf Fritz zu und forderte ihn freundlich auf, da er nun einmal in ihren Kreis gekommen sei, den Platz im Wagen zu be-

nutzen und mit ihnen zu fahren. Fritz, dessen Übermut durch die ganze Situation sowohl, als durch die etwas kleinbürgerlichen Allüren eines Teils der Gesellschaft gestachelt war, stellte sich, um zu seinen neuen Bekannten zu passen, auf seinen Zivilanzug hin keck als Kaufmann Schröter vor und nahm mit den Gefühlen eines großen Jungen, der hinter die Schule geht, glückselig neben der reizenden Lotte Platz. Er benutzte die wenigen Minuten bis zur Abfahrt dazu, sein Herz gänzlich an das feine Gesichtchen neben sich zu verlieren, noch ehe er eigentlich mehr als zehn Worte mit der Eigentümerin desselben gewechselt hatte. Das Mädchen antwortete auch vorderhand nur in schüchterner, kurzer Weise und errötete jedesmal sehr lieblich, wenn Fritzens Augen mit unverhohlener Bewunderung auf ihr ruhten.

Bald aber verflog ihre Befangenheit, und als der Wagen die Stadt verlassen hatte und zwischen blühenden Saatfeldern hinaus auf das Land zu rollte, plauderten die beiden schon so lustig und harmlos miteinander, als hätten sie sich jahrelang gekannt. Was zwei junge Leute, die großes Gefallen aneinander finden, sich an einem schönen

Morgen auf einer Landpartie erzählen, darauf kommt es ja gar nicht an, das wie ist die Hauptsache!

Und wie konnte Fritz heute sprechen und parlieren! Er entdeckte in der frohen Erregtheit des Augenblickes eine ungeahnte Fundgrube von guten Einfällen in seinem Innern, er hatte nie gewußt, daß es ihm gegeben war, gefühlvolle Andeutungen in so leichter, gefälliger Form anzubringen, es war ihm noch nie gelungen, ein so reizendes Rosenrot auf einem Mädchengesicht durch seine Worte hervorzurufen, mit einem Wort — er war noch nie verliebt gewesen; dafür war er es jetzt intensiver, als er selbst wußte! Und auch seine allerliebste Nachbarin schien dem Reiz des Augenblicks nicht ganz unzugänglich, die Unterhaltung der beiden geriet nie ins Stocken.

Fritz vermied — er wußte nur zu gut, warum — jedes Eingehen auf seine persönlichen Verhältnisse, da er seine Lüge schon zu bereuen begann. Er hätte am liebsten seine Identität mit dem ernsthaften, überlegten jungen Mann ganz vergessen, der seit heute morgen im Begriff stand, eine „Vernunftsheirat" zu schließen. So viel stand bei ihm schon nach der ersten Stunde, der größeren Hälfte

der zurückzulegenden Tour, fest: hätte er die Landpartie oder beſſer die Bekanntſchaft ſeiner anmutigen Nachbarin vor der Abfaſſung des heutigen Briefes gemacht, ſo wäre derſelbe nicht geſchrieben worden.

Er bedurfte in doppelter Beziehung der Vorſicht, um ſich nicht zu verraten; er mußte, um die Situation nicht zu verwickeln, nicht Leutnant Sterneck ſein, ſondern Kaufmann Schröter, und er durfte nicht daran denken, daß ſein Werbebrief jetzt, vielleicht in dieſem Augenblick vom Poſtboten aus dem Kaſten genommen und zur Eiſenbahn befördert wurde. Beide Umſtände boten einige Schwierigkeit, ſowie die Unterhaltung auf ihn ſelbſt kam.

Seine kleine Nachbarin war um ſo offenherziger, ſie hatte nichts zu verbergen. Seit Oſtern war ſie aus der Schule entlaſſen und nun bei ihren Eltern zu Haus. Auf die heutige Landpartie hatte die Tante — ſie wies auf ihre Nachbarin mit dem Schnurrbärtchen — ſie mitgenommen, ſonſt war ſie noch wenig aus dem Hauſe gekommen.

„Die Tante meint es ſehr gut mit mir,“ fügte ſie dankbar hinzu, „ſie weiß, daß ich zu Hauſe mit den vielen kleinen Geſchwiſtern tüchtig zu thun

habe, und nimmt mich öfters gegen Abend mit ſpazieren. Sie iſt eine Witwe und gewöhnlich ganz allein. Mich hat ſie ſehr lieb, und wenn ſie nächſten Winter auf einen Ball geht, ſoll ich mitkommen, und ſie will mir ein weißes Kleid und roſa Roſen dazu ſchenken. Aber was ich Ihnen alles erzähle," brach ſie errötend ab, „ich freue mich nur ſchon ſo ſehr darauf und vergeſſe ganz, daß Sie mich noch gar nicht kennen."

„Ich denke, ich kenne Sie ſehr gut," ſagte Fritz lachend, „und wenn Sie mich etwa nicht kennen wollen, ſo iſt das ſehr undankbar von Ihnen! Wüßten Sie, was ich alles heute gewagt habe, um dieſen Tag in Ihrer Nähe zu verleben!"

Sie ſah ihn verwundert und fragend an. Ach, wie mit jedem Blick dieſer klaren, dunkelblauen Augen Amaliens Aktien ſanken!

„Ja, ja, ſehen Sie nur nicht ſo erſtaunt aus! Ich muß Ihnen beichten; denken Sie wirklich, daß ich nicht wußte, was ich that, als ich ohne zu fragen, in Ihren Kreis hineinplumpte, wie der Zucker in den Kaffee? War ich nicht ſchon eine halbe Stunde vorher hinter zwei Damen hergegangen, vom Markte auf die Kronenſtraße, von der

Kronenstraße über den Wall, vom Wall nach dem Omnibus, und wußte ich nicht, daß eine dieser Damen wiederzusehen oder gar mit ihr bekannt zu werden für mich das größte Glück" — hier fiel ihm sein Brief an den Amtsrat ein — er stockte und fuhr verwirrt fort: „Mit einem Wort, mein Fräulein, ich habe Ihretwegen gelogen, schmählich gelogen; ich wußte ganz genau, daß ich bei Ihnen und den Ihrigen gar nichts zu suchen hatte, und daß um diese Zeit des Morgens noch gar kein öffentlicher Omnibus fährt — und nun sagen Sie, daß Sie sehr böse sind!"

„Sehr!" erwiderte sie, ohne aufzublicken.

„Soll ich herausspringen und zu Fuß nach Hause gehen? Oder noch besser, soll ich so lange neben dem Wagen herlaufen, bis Sie mir verziehen haben und mich wieder hereinrufen? Sie haben nur zu befehlen!"

„Und wenn ich den Befehl gäbe," sagte Lottchen verwirrt und lachend, „würden Sie ihn ja doch nicht ausführen!"

„Denken Sie, daß ich um Ihretwillen nicht noch ganz andere Dinge thäte?"

Fritz war auf gutem Wege, das muß man

sagen! Aber das ungestörte Lachen und Plaudern der beiden sollte ein Ende finden. An der anderen Ecke des Wagens, der Tante gegenüber, saß jener Blonde, den Fritz so rücksichtslos verdrängt hatte. Er schien ein Protegé von Lottens mütterlicher Freundin zu sein, und beide beobachteten unser Paar unaufhörlich, wobei die Augen des Blonden mit den Wagenrädern förmlich um die Wette rollten.

Plötzlich erhob sich die Tante, wankte wie eine stattliche Fregatte zwischen den Sitzenden hindurch, wobei verschiedene Stöße des Wagens sie als solides Schoßkind bald dem einen, bald dem anderen auf die Kniee setzten, und langte mit den Worten bei Lotte an: „Liebes Kind, wechsele doch den Platz mit mir, der Wind bläst mir ins Gesicht."

Mit einem fast unmerklichen Zögern erhob sich die kleine Schönheit und begab sich an die Stelle der intriguanten Tante, welche mit durchbohrenden Blicken neben dem verblüfften Fritz sich niederließ.

„Nun, wie gefällt Ihnen unsere Landpartie, Herr Schröter?" fragte sie sofort.

„Bis jetzt ausgezeichnet," sagte der doppel-

züngige Fritz und blickte forschend nach der anderen Ecke, wo der Blonde eine eifrige Konversation ins Werk zu setzen begann.

Die Tante betrachtete indes aufmerksam unseren Helden, und sanftere Gefühle begannen ihr Herz zu bewegen.

„Er sieht wirklich sehr gut aus," dachte sie, „und wer weiß, ob unser Lottchen nicht hier ihr Glück macht! Ich muß ein wenig auf den Busch klopfen, und ist er ein ordentlicher Mensch in angenehmer Lage, so kann man ja weiter sehen!"

Die gute alte Tante stiftete für ihr Leben gern Heiraten, wie alle guten alten Tanten, und indem sie, ihrer Meinung nach sehr vorsichtig und unmerklich, unseren Fritz auszuforschen be-

gann, entſpannen ſich die weitausſehendſten Pläne in ihrem Kopfe.

Während Fritz, der ihre Abſicht mit höchlichem Ergötzen durchſchaute, ihr in der vertraulichſten Weiſe von ſeinem einträglichen Kolonialwarengeſchäft erzählte und Kaffeeproben zu ſenden verſprach, mit denen ſie wohl zufrieden ſein ſollte, während er in dieſes übermütige Lügengewebe die liebenswürdigſten kleinen Schmeicheleien und Anſpielungen auf ihre reizende Nichte einflocht, mit denen je eine argloſe Tante gefangen wurde, ſah ſich die wohlwollende Dame ſchon im Geiſt in einem violetten Seidenkleide an der Hochzeitstafel ſitzen und hörte, wie der gerührte Brautvater ans Glas ſchlug und ſie, die Tante, als Begründerin dieſes jungen Glückes, hoch leben ließ; denn hätte ſie Lotte nicht mit auf die Landpartie genommen, ſo wäre ihr der hübſche und vermögende Bewerber vielleicht, nein gewiß, nie begegnet.

Um nun das Ihrige bei der Sache zu thun, erzählte ſie dem aufhorchenden Fritz mit geheimem Stolz, wie häuslich und fleißig Lottchen erzogen worden, wie ſie für jeden Mann ein wahrer Schatz ſein würde, „und," fügte ſie bedeutungsvoll hinzu,

„so jung das Kind noch ist, sie hat schon einen recht wohlhabenden Freier; sehen Sie wohl, Herr Schröter, den jungen Mann, der ihr gegenübersitzt? Ich sage Ihnen, sie brauchte nur mit den Augen zu winken, und er hielte morgen um sie an! Aber Lottchen hat ihren Kopf für sich, und . . ."

Hier hielt der Wagen mit einem gewaltigen Ruck, und der Redefluß der Eifrigen geriet ins Stocken. Das Ziel der Fahrt war erreicht, und bald vereinigte ein vergnügtes Mahl die Gesellschaft, bei dem Fritz, Dank sei es dem Glück und der Tante, seinen Platz neben Lottchen fand.

Während unser Held, mit jedem Moment tiefer in die Empfindung hineingeriet, deren erstes Keimen ihn heute zu seiner folgenreichen Lüge verleitet hatte, behielt er gleichwohl den Kopf noch frei genug, um sich beim Beobachten der Versammlung mit einiger Beschämung zu gestehen, daß sein Übermut hier gar nicht am Platze gewesen, und daß er ruhig in seiner wahren Gestalt hätte erscheinen können, ohne sich etwas zu vergeben. Eine harmlose, maßvolle Heiterkeit belebte den kleinen Kreis, und jeder genoß auf seine Weise die frohe Stunde bei gutem Wein und in der hübschen Umgebung.

Fritz nicht am wenigsten! Aus dem scherzenden, neckischen Ton von unterwegs war er mit seiner Tischnachbarin allmählich in das Geleise einer ruhigen Unterhaltung gekommen, in der sich das anziehendste aller Bilder, eine kindlich klare und reine Mädchenseele, vor seinen Augen aufrollte. Ihre Lebensanschauung und Geschmacksrichtung entsprachen so vollkommen dem Ideal, welches er im stillen lange vergeblich gesucht, daß es ganz bestimmte Gedanken waren, mit denen er, sein gefülltes Glas erhebend, halblaut zu ihr sagte: „Die Zukunft!“

„Warum nicht lieber die Gegenwart?“ gab sie unbefangen zurück; „wer weiß, was die Zukunft bringt, ich baue nicht gern Luftschlösser!“

„Ich um so lieber,“ erwiderte Fritz, „und bauen Sie mir zu Gefallen einmal mit — wie denken Sie sich Ihre Zukunft?“

„Fragen Sie lieber, wie ich sie mir wünsche; das kann ich Ihnen ebenso sicher sagen, wie es sicher nie in Erfüllung gehen wird: ich möchte auf dem Lande leben!“

„Bravo,“ rief Fritz, „das lobe ich mir! Und auf die Erfüllung dieses Wunsches leere ich mein

Glas! Das Landleben iſt das einzig vernünftige Leben, und ein Landwirt der glücklichſte Menſch, vorausgeſetzt —“ er vollendete mit einem ſehr beredten Seitenblick, der wieder ein tiefes Erröten in Lottchens Geſicht trieb.

„Wenn Sie aber auch ſo für das Landleben ſchwärmen,“ begann ſie haſtig, wie ablenkend, „warum bleiben Sie denn in der Stadt?“

„Dort war ich ja nur vorübergehend für einige Jahre,“ erwiderte Fritz unvorſichtig, „von morgen an iſt es mit dem —“

Er ſtockte, erſchrak und wurde faſt noch röter, als ſeine Nachbarin. „Was haben Sie denn?“ fragte ſie erſtaunt.

Fritz ſchwieg, er ſchämte ſich. Kein angenehmer Zuſtand, ſolch vertrauenden, blauen Augen gegenüber!

„Bitte, fragen Sie mich nicht, ich kann mich jetzt nicht näher erklären,“ ſagte er verwirrt und ohne ſie anzuſehen; „in mir iſt heute alles unklar und unſicher, wundern Sie ſich nicht, wenn ich viel Thörichtes rede! Es kommt hoffentlich ein Moment, wo ich Ihnen alles, was Sie nur überhaupt von mir wiſſen mögen, deutlich ſagen kann und darf!“

Fritz, Fritz! Eine Uhr im Gastzimmer holte zu dröhnenden Schlägen aus, die Zeit war schon weit vorgeschritten. Jetzt mußte der Brief längst in Neu-Tessin sein, die Antwort — alle Chancen sprachen dafür, daß sie eine bejahende sein werde — war möglicherweise schon unterwegs, und dann?

Fritz wurde es heiß und kalt; nun war es aber auch hohe Zeit, daß er hier ein Ende machte! Als man sich vom Tische erhob, begab er sich allein und tief nachdenklich in den Garten, der um das Wirtshaus blühte und grünte. Er kämpfte einen harten Kampf mit sich, mit seinem Gewissen und seiner jungen Liebe, die ihn um so lockender ansah, als sie hinter einem Gitter von Schwierigkeiten stand, welches seine eigene Schuld errichtet hatte! Er atmete tief auf, sein Entschluß war gefaßt. Wie auch die Sachen kommen sollten, er wollte sich nicht noch mehr Vorwürfe zu machen haben, als er ohnehin schon empfand — er ging festen Schrittes auf das Haus zu, um seinen Hut zu holen und unter einem Vorwande der Gesellschaft und allen schönen Träumen Lebewohl zu sagen!

Aber der Zufall, dem er sich heute so leichtsinnig in die Arme geworfen, ist ein heimtückischer

Geſell, der ſeine Anhänger freilich oft auf reizenden Waldpfaden zum erwünſchten Ziele führt, oft aber auch an jeder Biegung eines guten und verſtändigen Weges als neckender Kobold ſitzt und ruft: „Halt, du haſt die Rechnung ohne den Wirt gemacht, hier wird hübſch umgekehrt und ausgegeſſen, was du unter meiner Ägide dir ſo ſchön eingebrockt haſt!“

Diesmal ſaß er, dieſer böſe Zufall, in Geſtalt eines der Teilnehmer am heutigen Ausfluge vor einem großen, verſtimmten Dorfpianino und gab im Schweiße ſeines Angeſichtes einen etwas unregelmäßigen Walzer zum beſten, nach dem ſich die Geſellſchaft, alt und jung, leicht und ſchwer, geſchickt und ungeſchickt, munter zu drehen begann.

Als Fritz in der offenen Thür erſchien und ſuchend nach ſeinem Hut umherſah, begegnete ihm ein einziger, ganz kurzer und flüchtiger Blick Lottchens, der, wenn je ein Blick geſprochen hat, fragte: „Tanzen Sie nicht?“

Fritz ſchwankte innerlich, wie ein Rohr im Winde, er tanzte gut, das wußte er! Gut genug, um die Produktionen der ganzen hier verſammelten Geſellſchaft in den tiefſten Schatten zu ſtellen,

und gern — faſt immer gern! Heute aber, in ſeiner halb glücklichen, halb traurigen Stimmung mit dem reizendſten aller Mädchen dem Rhythmus eines weichmütigen Walzers zu folgen, während durch die geöffneten Fenſter die laue Sommerluft hineinſtrich und die Roſen dufteten — ade Vernunft, ade Gewiſſen — eben ſchreitet der blonde Rival im zierlichſten Pas durch das Zimmer, das entſcheidet alles! Fritz kommt ihm zum zweitenmale zuvor, und der ſchönſte Tanz beginnt, den er je gehört oder getanzt hat!

Wie er jetzt mit Lottchen dahinflog, feurig und doch taktmäßig, ſo, das fühlte er deutlich, würde er mit ihr durch das Leben fliegen können! Es mochte ja unrecht und unvernünftig ſein, daß er geblieben war; aber der Menſch iſt ſo traurig geartet, daß ihm das Unvernünftige manchmal, oft — um nicht zu ſagen meiſt, am beſten gefällt! Und mit dem ſchönen Gefühl, „nun haſt du die Dummheit einmal gemacht, nun iſt es auch ganz gleich, wie weit du dich verrennſt," geſtattete ſich Fritz die allerdeutlichſten Anſpielungen auf ſeinen ohnehin ſehr durchſichtigen Herzenszuſtand und — fand kein ganz unwilliges Gehör!

Im Rauſche des Augenblicks und um ſein Gewiſſen zu betäuben, ſteigerte ſich unſer Held zu faſt ausgelaſſener Luſtigkeit; er tanzte wie unſinnig, nicht nur mit Lottchen, nicht nur mit allen jungen Damen, nein, er bewog ſogar die Mütter und ſchließlich die gute Tante, einen ehrſamen Schleifer unter ſeiner Führung zu wagen, was nach dem nötigen Sträuben, Lachen und Fingerdrohen die größte und allgemeinſte Heiterkeit hervorrief; er brachte mit Aufbietung aller Familienväter eine Françaiſe zu ſtande, die an künſtlicher Verwickelung jedes Erſchaffene und Erfundene übertraf — er entzückte alles, außer dem Blonden, der, von ſeinem Platze als Hahn im Korbe verdrängt, düſter vor der Punſchbowle ſaß und ſich durch Maſſenvertilgung von Speiſe und Trank an der Geſellſchaft rächte.

Endlich trieb man zum Aufbruch. Die Plaids, Tücher und Paletots wurden, zu einem wüſten Knäuel geballt, von zwei Hausknechten herbeigetragen und entwirrt. Fritz hatte Lottchens Sachen gewandt herausgefunden und ſie ſorglich darin einzuhüllen geholfen, bis er ſeinen Platz neben ihr wieder einnahm.

Bald flog der Wagen durch die duftende

Sommernacht hin. Ringsum war es still und friedlich, die Sterne blitzten in schweigsamer Pracht; sanft und groß stieg der Mond über den schwarzen Baumwipfeln herauf und leuchtete mild auf dem dunkelklaren Hintergrunde des Nachthimmels. Ganz, ganz fern schlug eine Nachtigall, es klang fast nur wie das Echo ihrer Stimme zu den Fahrenden herüber. Wem sollte da nicht weich ums Herz werden!

Je näher sie der Stadt kamen, deren Lichter schon am Horizont heraufunkelten, desto lebhafter fühlte Fritz den Wunsch, fast die Pflicht, vor seinem Abschiede noch ein erklärendes, rechtfertigendes Wort zu sagen, und fand keines!

Ihm schlug das Herz mächtig, als er sich in der Stille der Sommernacht, nach all dem Getöse und fröhlichen Lärm, wieder sagen mußte, was er gethan! Das schweigende Mädchen hier neben ihm, dessen liebliches Gesicht jetzt so seltsam nachdenklich dreinsah, es war mit der unbefangenen Lust des Kindes heute von Hause gegangen und hatte nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ein bleibender Eindruck, vielleicht ein Geschick sich an diesen Tag knüpfen werde.

That er jetzt, was er thun mußte: verließ er sie, ohne sie wiederzusehen, nachdem er mit Wort und Blick sich bestrebt, ihr Herz zu gewinnen, so hatte er von einem jungen, glücklichen Schmetterling, der ahnungslos in den Blumengarten des Lebens geflogen, den ersten Blütenstaub in frevelhaftem Leichtsinn gestreift, und nie wieder würde das reine Vertrauen wiederkehren, mit dem das Mädchen in die Welt getreten war, um sofort eine solche Enttäuschung zu erleben. Und doch konnte, doch durfte er nicht sprechen; wer stand ihm denn dafür, daß er nicht jetzt, in diesem Augenblick der Verlobte einer anderen war? Der Gedanke stieg ihm sinnverwirrend zu Kopfe, er seufzte tief auf. Lottchen wandte den Kopf und sah ihn an; es lag etwas so kindlich Vertrauendes in diesem Blicke, daß er ihm ins Herz schnitt.

„Sie seufzen so schwer?“ sagte sie, halb lächelnd.

„Ich denke wieder einmal an die Zukunft,“ erwiderte er ernster, als er noch heute gesprochen.

„So lassen Sie doch Ihre Zukunft!“ rief sie munter, „sie wird schon von selbst kommen, und ändern können Sie doch nichts daran!“

„Das frage ich mich eben!“ gab er immer

noch ernst zurück. „Ich stehe vor einem Wendepunkte in meinem Leben, Fräulein Lottchen, und das habe ich heute den ganzen Tag zu wenig bedacht!“

Er sah, daß seine Worte einen leichten Schatten auf ihr frohes Gesichtchen riefen, der ihm einen neuen Reiz verlieh, aber einen Reiz wehmütiger Natur. Er fuhr hastig fort:

„Wir sind bald am Ziel unserer gemeinsamen Fahrt; wer weiß, ob wir uns noch einmal wieder treffen! Lassen Sie mich eine Bitte aussprechen, ehe ich gehe!“

Sie war ganz blaß und still geworden und nickte seinen Worten nur stumm Gewährung.

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich vor einer Wendung meines Geschickes stehe, vielleicht entscheidet der heutige Abend noch über jene Zukunft, an die ich vorhin dachte — wollen Sie mir nicht Glück auf meinen Weg wünschen?“

Seine Stimme war leise und innig bei diesen Worten, er beugte sich zu ihr und nahm ihre Hand, zum ersten= — vielleicht zum letztenmal!

„Nun, kein Glückwunsch?“ wiederholte er dringend, da sie schwieg.

„Doch," erwiderte sie und zwang sich, ihn anzusehen, obwohl eine seltsame Verwirrung auf ihren Zügen lag, „ich wünsche jedem Menschen Glück, warum nicht Ihnen?"

„Damit muß ich mich für heute begnügen," sagte er und führte ihre Hand leicht an seine Lippen; „geht Ihr Wunsch in Erfüllung, so werde ich es Ihnen noch einmal selbst sagen, und dann —"

Der Wagen rollte hier zum Glück über das Straßenpflaster in die Stadt hinein; die nickenden Beschützer und Beschützerinnen fuhren empor, und an der ersten Ecke, wo der Omnibus einen Teil der Gesellschaft absetzte, nahm Fritz sich den Entschluß über den Kopf weg und verabschiedete sich mit flüchtigem, herzlichem Dank von den Anwesenden, die ihn wie einen alten Bekannten mit fröhlichem Zuruf entließen, während Lottchen stumm und sichtlich erregt nur durch eine Kopfneigung seinen Gruß erwiderte.

* * *

Als Fritz nach wenigen Minuten vor seiner Hausthür stand und der große Schlüssel sich

kreiſchend im Schloß drehte, war es ihm, als öffne er ſich ſelbſt den Eingang zu einem lebenslangen Gefängnis. Wenn er nun jetzt in ſein Zimmer trat und den Brief vorfand, der ihm das Jawort brachte — wie ſollte er ſich dann benehmen? Er war, das fühlte er, er war zu weit gegangen, um einfach mit franzöſiſchem Abſchied aus Lottchens Geſichtskreis zu verſchwinden, und doch fehlte ihm Mut und Luſt, ſich in ſeiner ganzen Schlechtigkeit vor ihr zu offenbaren, und dann zu dieſer ohnehin harten Strafe noch die andere, ungleich härtere zu fügen, eine Verlobung mit der unſeligen Amalie, die ihm in der parteiiſchen Beleuchtung ſeiner anderweitigen Verliebtheit nicht mehr als ein blaſſes, negatives Bild der Alltäglichkeit, ſondern als ein wahres Monſtrum erſchien!

Als er die Stubenthüre öffnete, begegnete ſein Blick zunächſt keinem Briefe, ſondern ägyptiſcher Finſternis, welches durch das laute Schnarchen ſeines Burſchen etwas Geſpenſtiſches erhielt.

Daß Fritz keine Streichhölzer in der Taſche hatte, verſteht ſich von ſelbſt; wenn man ſich gern ſchnell durch den Augenſchein von etwas überzeugen möchte, fehlt dergleichen immer!

Der Burſche erwachte etwas mühſelig und krabbelte, an alle Gegenſtände im Zimmer anſtoßend, eine Zeit lang umher, die Fritz zur Ewigkeit wurde, die er aber doch nicht durch die Frage, ob ein

Brief gekommen ſei, zu unterbrechen wagte, weil er bei ſich dachte: „das erfahre ich noch früh genug.“ Endlich erſtrahlte das Zimmer im Glanz einer Kerze. Der Tiſch, auf dem die eingegangenen Depeſchen zu liegen pflegten, war leer!

„Iſt nichts mit der Poſt gekommen?“ fragte Fritz endlich bebend vor Erwartung.

„Nein, Herr Leutnant!“

Alſo nichts! Das Allerfatalſte, weder Ja noch Nein, eine widerwärtige, flaue Flut von Möglichkeiten, in der man nun noch bis zum andern Morgen ſchwimmen konnte!

Eine zweite Nacht brach heran, die gleich der vergangenen ſchlaflos zu werden drohte; das Durchkonjugieren von „hätte ich!“ iſt ſtets eine der unerfreulichſten Beſchäftigungen, ganz abgeſehen von ihrer völligen Nutzloſigkeit. Und dennoch beſchäftigt ſich jeder, der eine Dummheit begangen hat, hinterher damit, ſich zu ſagen: „hätte ich dies gethan oder das nicht gethan!“

Zum Glück ſiegte die übermüdete Natur für diesmal; unſer armer Held ſchlief ein und ſchlief, traumlos, wie man immer ſchlafen ſollte, bis tief in den nächſten Morgen hinein, der ihm beim Erwachen grell und golden in die Augen ſchien.

Beim Frühſtück konnte er wieder einen Brief erwarten; aber die Klingel rührte ſich nicht, und der Vormittag verging ihm, dem ſchon vom Dienſt Dispenſierten, in bleierner Schwere. Endlich ſchlug

die Stunde, wo er ſich, um ſich abzumelden, nach der Kommandantur begeben mußte; er warf ſich in ſeinen Staat und ſchritt wenige Minuten darauf mit Helm und Schärpe, äußerlich ein energiſcher, junger Kriegsgott, innerlich ein deprimierter Haſe, ſeinem Beſtimmungsort zu.

Die Sache war ſchnell erledigt, und als Fritz den Heimweg antrat, beſchloß er, um ſeinen Gedanken ein wenig Audienz zu geben, noch einmal durch die Anlagen zu wandern.

Ihm war, er wußte ſelbſt nicht, warum, jetzt hoffnungsfreudiger zu Mute. Hätte er ein „Ja“ erhalten, ſo wäre die Antwort jetzt gewiß ſchon da. Es war ja möglich — o entzückende Möglichkeit! — daß er Amalien über Nacht ebenſo widerwärtig geworden, wie ſie ihm! Wenn er ſich's recht bedachte, hatte er überhaupt gar keinen Grund, anzunehmen, daß ſie ihm beſonders gewogen ſei; was er für Stille und Zurückhaltung in ihrem Weſen genommen, war vielleicht — nein gewiß! — verborgene Abneigung geweſen. Man kann ſich bekanntlich nichts ſo leicht einreden, als was man wünſcht; Fritz war noch keine zehn Minuten gegangen, als er ſchon glückſelig einen

imaginären Korb von Amalien am Arm und einen ebenſo imaginären Ring von Lottchen am Finger trug.

Dieſe letzte Möglichkeit ſpann ſich denn in ſeinem Innern zu dem farbenreichſten Bilde aus, er ſtellte ſich das Mädchen in ihrer ganzen Lieblichkeit vor, ſo deutlich, daß es ihn kaum überraſchte, als er, um eine Ecke biegend, ſich plötzlich ihr gegenüberſah.

Mit unverhohlenem Entzücken griff er an den Helm; aber Lottchen blickte ihn erſt erſchreckt, dann völlig faſſungslos an, plötzlich wandte ſie ſich ab und ſetzte, ohne ſeinen Gruß zu erwidern, ihren Weg fort.

Jetzt erſt begriff Fritz ihre Empfindungen! Der Kaufmann Schröter von geſtern, der beſcheidene Beſitzer des einträglichen Kolonialwarengeſchäfts, dem — d. h. dem Beſitzer! — ſie in ihren Träumen bereits eine nicht ganz nebenſächliche Rolle zugewieſen hatte, er klirrte heute als bewaffnete Macht ihr entgegen, und ſie wußte begreiflicherweiſe nicht, ob eine wunderbare Ähnlichkeit ſie täuſche, oder was ſie ſonſt von ihm denken ſolle.

Blitzſchnell hatte Fritz die Davoneilende eingeholt und ſchritt, ohne ihr ſtummes Kopfſchütteln,

womit ſie alle ſeine Worte der Begrüßung und Freude erwiderte, zu beachten, neben ihr her, die ziemlich menſchenleeren Anlagen entlang.

„Wenn Sie wüßten," begann er verwirrt und ganz unberechtigt vorwurfsvoll, „wie ich mich freute, als ich Sie ſo überraſchend wieder vor mir ſah, Sie würden mich nicht durch Ihren Zorn betrüben. Sagen Sie mir nur, was Sie eigentlich von mir denken, um das eine bitte ich Sie!"

„Ich denke gar nichts von Ihnen," erwiderte das Mädchen in einem ſeltſam harten und kalten Tone, den man ihrer jugendlichen Stimme gar nicht zugetraut hätte, „ich kenne Sie überhaupt nicht und bitte Sie, mich augenblicklich meinen Weg allein fortſetzen zu laſſen."

„Fräulein Lottchen," bat der unglückliche Fritz flehend, „wollen Sie mich nicht wenigſtens anhören? Sie thun mir ſicher in Gedanken unrecht; ich bin nicht ſo ſchuldig, als es den Anſchein hat."

„Sondern noch viel ſchuldiger," jammerte es in ſeinem Innern, „wenn ſie ſchon über die einfache Namensverwechſelung ſo böſe iſt, was würde ſie erſt ſagen, wenn ſie wüßte! —"

Fritz ſchauderte.

„Was bezwecken Sie eigentlich mit dieſer zweiten Komödie?“ ſagte jetzt das Mädchen, ſtehen bleibend, noch immer im ſelben Ton. „Was Sie geſtern gewollt haben, ſehe ich heute wohl ein: Sie wollten uns alle zum Spielzeug Ihrer hochmütigen Laune benützen; nun es iſt Ihnen ja gelungen — Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht — was ſoll ich nun noch anhören?“

Fritz blieb gleichfalls ſtehen und ließ ſeine Augen erſt einen Moment traurig auf ihr ruhen, ehe er ſprach.

„Wenn Sie ſo fragen, dann bin ich zu Ende, ich kann dann nur meiner Wege gehen, denn ich fühle, daß Sie ein Recht haben, mir zu zürnen, und daß ich mich nur dann verteidigen darf, wenn Sie es mir ſelbſt erlauben. Soll ich wirklich ſo von Ihnen ſcheiden?“

Sie machte einen tapferen Verſuch „ja!“ zu erwidern, er ſcheiterte aber an halb erſtickten Thränen, die ſich plötzlich in ihre Stimme und in ihre Augen drängten. Heftig aufſchluchzend ſchlug ſie beide Hände vors Geſicht und wandte ſich von ihm ab.

Ich muß geſtehen, auf die Gefahr hin, meinen

Helden sehr wenig heldenmütig erscheinen zu lassen, daß Fritz bei diesem Anblick nicht ganz weit davon entfernt war, dem Mädchen herzhaft Gesellschaft zu leisten! Eine solche Hochflut widerstrebender Empfindungen schlug über seinem Haupte zusammen, daß er sich von den wilden Wogen seiner Gefühle rücksichtslos dahintragen ließ; er gestand Lottchen in fliegenden Worten seine Liebe und bekannte ihr, daß er gestern zwar anfänglich in übermütiger Laune seinen wahren Stand und Namen verleugnet habe, daß er aber bald, sehr bald große Beschämung über diesen tollen Einfall empfunden und sich schon vor Ende des Tages bewußt gewesen sei, daß aus seinem Scherz tiefster Ernst für ihn geworden, und daß er — nun kurz, was man in solchen Fällen sagt.

„Und Lottchen," fügte er dringend hinzu, indem er ihre Hand nahm, „wenn ich Ihren Thränen eine Deutung geben darf, wenn auch Sie jener

alten Geſchichte von der „Liebe auf den erſten Blick“ ſeit geſtern glauben gelernt haben, dann laſſen Sie mir als erſten Beweis davon Verzeihung zu teil werden, oder lieber,“ fügte er lächelnd hinzu, da ſie ihn, wenn auch noch durch Thränen, doch ſchon wieder freundlicher anſah, „ſeien Sie ſo böſe auf den „Kaufmann Schröter“, wie Sie nur irgend wollen, aber haben Sie den Leutnant Sterneck dafür um ſo lieber — was meinen Sie? Darf ich mich Ihren Eltern vorſtellen und ihnen ſagen, daß Sie mir dieſen Beſuch geſtattet haben?“

Nun, Lottchen war nicht von Stein, ſie ſagte zwar nicht ja, aber ſie nickte mit dem Kopf, und das that dieſelben Dienſte!

Näher kommende Schritte ließen unſer Paar etwas beſtürzt auffahren, und Fritzens Schreck ſteigerte ſich zu plötzlichem Entſetzen, als der Störenfried ſich in der ſonſt harmloſen Geſtalt eines Briefträgers präſentierte, der in geſchäftsmäßigem Tritt, ohne rechts oder links zu blicken, an ihnen vorüber nach der Stadt ging. „Glaubſt du, dieſer Adler ſei dir geſchenkt?“ ſchien mit feurigen Buchſtaben um die Mütze des ehrlichen

Postbeamten geschrieben — was für eine Pandorabüchse konnte jene Ledertasche sein!

Fritz verbarg mit Mühe seine Verwirrung und trennte sich von seiner reizenden Braut, wo die Anlagen in die Stadt münden, mit dem nochmaligen Versprechen, sobald es seine Zeit gestatte, sich bei ihren Eltern einfinden zu wollen. Noch ein herzlicher Händedruck, und ihre Wege führten auseinander. Lottchen trippelte mit der ihr eigenen, anmutigen Schnelligkeit von dannen, und Fritz wandte wohl noch zehnmal den Kopf, um mit Freude und Gewissensangst der Verschwindenden nachzusehen.

Als er einige Stunden später in stiller Beklommenheit auf seinem Sofa saß, klopfte es, der Bursche brachte ihm einen Brief, Poststempel Neu-Tessin! Nun also! Fritz hatte noch nie vor der Mündung einer geladenen Pistole gestanden, er wußte demnach nicht aus Erfahrung, wie einem dabei zu Mute ist; ungefähr konnte er sich's aber nach diesem Moment vorstellen. Es hilft doch nichts — auf mit dem Brief! Er lautete:

Mein verehrter, junger Freund!

Ihr Schreiben hat mich und die Meinigen geehrt und erfreut. Wir nehmen Ihre Bewerbung

um unſere Tochter gern an und hoffen, in Ihnen einen lieben Sohn zu finden. Meine Frau wollte ſchon bei unſerem letzten Zuſammenſein ganz klar die demnächſtigen Ereigniſſe vorausſehen, doch hielt ich dies für eine Illuſion, zu der das weibliche Geſchlecht in Betreff von Heiratsabſichten ja ſtets neigt. Nun hat ſie doch recht behalten!

Wir erwarten Sie morgen abend zum frohen Verlobungsmahl und wollen dann alles andere mündlich erörtern. Ein Gruß von Malchen wird Ihnen wohl nicht unangenehm ſein?

Ihr treu ergebner Schwiegervater in spe
Solgers, Amtsrat.

Der Brief trug das Datum des geſtrigen Sonntags.

Das lähmende Entſetzen, welches ſich unſeres Fritz beim Durchleſen dieſes an ſich ja ſehr netten Schreibens bemächtigte, ſpottet jeder Beſchreibung. Er ſtarrte den verhängnisvollen Zettel an, eigentlich ohne Bewußtſein, er las ihn wieder und noch einmal, aber auch nicht ein Schimmer von Zweifel ließ ſich daraus entnehmen.

„Bei unſerem letzten Zuſammenſein will die Amtsrätin etwas gemerkt haben,“ murmelte er

dumpf, „ich habe nichts gemerkt! Wann ſoll denn das geweſen ſein? Ich bin ja ſeit faſt vier Wochen nicht in Teſſin geweſen — nun, es wird doch am Ende etwas daran ſein! Es muß wohl an dem Tag ſehr guten Punſch gegeben haben," ſagte er gedankenlos vor ſich hin.

Fritz ſprang auf und ſchritt in wahrer Verzweiflung im Zimmer auf und ab, ſein Herz ſchlug ſo laut vor Angſt, daß er es zu hören meinte. War je ein Menſch in ſolcher ſchrecklichen Lage und ſolchen verwickelten Familienverhältniſſen! Nun hatte er zwei Bräute, zwei Schwiegermütter und zwei Schwiegerväter, von denen der ihm bekannte ein wahrer Bär von deutſcher Grobheit war.

Weſſen er ſich verſah, wenn er mit ſeiner Beichte in Teſſin herausrückte, war gar nicht auszudenken, und er durfte doch nicht wieder grob werden; hatte er nicht frevelhaft den Hausfrieden und Seelenfrieden einer glücklichen Familie geſtört? Und Amalie ſchien ihn nun doch zu lieben, der ſchalkhafte Schlußſatz des Briefes deutete auf das Ärgſte!

Armer Fritz, zwei Mädchenherzen liegen zu deinen Füßen, eines mußt du unfehlbar zertreten,

magst du einen noch so künstlichen, moralischen Eiertanz ausführen!

Aber jammern und sich abmartern nützte nichts, jetzt hieß es handeln — rasch, klug und rechtlich; er hatte nie gedacht, daß dies so schwer wäre!

In einer halben Stunde ging der letzte Zug an diesem Tage nach Tessin ab, und man erwartete ihn „zum fröhlichen Verlobungsmahle!" Sollte er schreiben? Das war ihm unmöglich, er konnte sich nicht entschließen, seine Schandthaten schriftlich in das Familienarchiv des Amtsrats niederzulegen, nein, es mußte ausgebadet werden! Er schickte den Burschen nach einer Droschke, und während dieser unterwegs war, schrieb er eilig und innerlich zerfleischt von Höllenqualen einige Zeilen an Lottchen, worin er ihr mitteilte, daß Familienangelegenheiten unaufschiebbarer Natur ihn zwängen, die Stadt auf einige Stunden zu verlassen. Sie möge ihm nur vertrauen, der nächste Tag finde ihn sicher bei ihr und ihren Eltern.

Schweren Herzens sandte er den Brief an seinen Bestimmungsort ab und fuhr dann zur Bahn. Seine stille Hoffnung, er werde den Zug versäu-

men und sich auf diese Weise eine Galgenfrist schaffen, trog; er kam rechtzeitig an, und die Stunde, welche die Stadt von Neu-Tessin entfernt war, war bald auf Dampfesflügeln durcheilt.

Das von dem Amtsrat bewohnte Dominium Tessin lag etwa zehn Minuten von der Bahnstation Frankenberg. Als Fritz den Zug verließ, entdeckte er bald die wohlbekannte, geschlossene Chaise seines Schwiegervaters Nr. 1, wie er ihn in Gedanken nannte; denn nach dem alten Sprichwort: „wer zuerst kommt, mahlt zuerst," hatte Amalie entschieden den Vorrang bei diesem seltsamsten aller Wettrennen.

Ein ihm fremder Kutscher lenkte das Gefährt und blickte spähend in die aussteigende Menschenmenge. Als Fritz sich ihm näherte und zur Sicherheit sich noch einmal erkundigte: „Herrn Amtsrat Solgers Wagen?", nickte der Rosselenker und fragte, das trübselige Gesicht vor ihm mit einigem Mißtrauen betrachtend: „Sind Sie der Herr Bräutigam?"

Unwillig bejahte der gequälte Fritz, und bald rollte das Gefährt auf der Landstraße dahin. Noch eine Biegung des Weges — da lag das

Amtshaus, von der untergehenden Sonne vergoldet vor ihm.

Als Fritz sich dem Hofe näherte, welchen man zu passieren hat, ehe man das Haus erreicht, begrüßten ihn zwar arg verstimmte, aber doch wohlgemeinte, schmetternde Klänge: die Dorfkapelle blies einen Tusch. Die durch diese Ovation etwas erregten Pferde ließen sich erst schwer zum Stehen bringen; Fritzens verstörte Augen bemerkten über der Hausthür eine dicke Guirlande, und als er, halb betäubt vor Verwirrung, dem Wagen entstieg, strömte ihm der warme Duft von Punsch und Braten festlich entgegen.

Vor der Thür stand der Amtsrat im schwarzen Leibrock, das Ordensbändchen im Knopfloch', die Amtsrätin im Seidenkleide, neugierige kleine Schwäger, Schwägerinnen und Dienstboten drängten sich im Hausflur, Malchen schien sich in bräutlicher Verschämtheit im Hintertreffen zu halten.

Fritz schwankte, wie ein Gerichteter, der das Schafott besteigen soll.

Aber Unerwartetes begab sich.

Das dröhnende „Willkommen," mit dem der Hausherr den Wagen bereits anzuschreien begonnen

hatte, verſtummte plötzlich wie abgeſchnitten, als er unſeren Fritz erblickte. Es wäre ſchwer zu ſagen, weſſen Züge die größere Verlegenheit ausdrückten, die des Ankommenden oder die der Erwartenden.

Die Amtsrätin machte kurz kehrt und zerſtreute mit Wort und Gebärde die Neugierigen im Hausflur; dann ward ſie nicht mehr geſehen.

Ihr Gatte erhob mechaniſch die Hand, kratzte ſich hinter dem Ohr und — ſchwieg.

Fritz ſchwieg auch, ihm war fürchterlich zu Mute. Er glaubte, er mußte ja glauben, daß der Anblick ſeines bleichen, deprimierten Geſichts ſo niederſchmetternd auf die ſchwiegerelterlichen Nerven wirke, daß man keine Worte fände, ihn fröhlich als fröhlichen Bräutigam zu begrüßen.

Aber dieſes gegenſeitige, ſchweigende Anſtarren war zum Tollwerden! „Noch zwei Sekunden ſo,“ dachte Fritz, „und ich gebe Ferſengeld und laufe, ſo weit mich meine Füße tragen.“

Er räuſperte ſich mehrmals, ſtreckte etwas gezwungen die Hand aus und begann: „Sie waren ſo überaus gütig, Herr Amtsrat —“

Der alte Herr ſah ſtarr auf den Boden

nieder, ergriff die dargebotene Hand und ſchüttelte ſie kräftig, dann ſagte er mit bedrückter Stimme: „Bitte, bitte, nicht Urſach', mein lieber Freund! Ich hatte freilich nicht erwartet — aber wollen Sie nicht einige Augenblicke näher treten? Wir können unſere Beſprechung ja in meinem Zimmer vornehmen.“

Er ließ dem Schwiegerſohn höflich den Vortritt ins Haus und öffnete die Thür ſeiner zu ebener Erde gelegenen Wohnſtube, in die ihm Fritz ungefähr mit den Gefühlen folgte, die man im Vorzimmer des Zahnarztes durchzumachen pflegt.

„Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?“ unterbrach der Amtsrat die Grabesſtille.

„Sie ſind ſehr gütig!“ und Fritz begann zu rauchen, und zwar mit einem Eifer, als hinge ſein Leben daran, daß er die Cigarre in zehn Minuten bis auf die letzte Spur vertilgt habe.

Der Amtsrat paffte ebenſo krampfhaft in ſeiner Ecke.

Endlich erhob ſich Fritz und ſtellte ſich, militäriſch hoch aufgerichtet, vor den alten Herrn.

„Ich weiß in der That nicht, Herr Amtsrat, was Sie von mir denken werden, wenn ich

Ihnen eine Erklärung meiner Handlungsweise gegeben habe, die —"

„Aber ich bitte Sie, mein lieber, junger Freund," erwiderte der Alte ganz ängstlich, „wozu wollen Sie sich und mir eine solche unnötige Qual bereiten! Ich habe ja alles, was zu der Sache irgend zu sagen war, in meinem Briefe auseinandergesetzt und, um Ihnen die Situation zu erleichtern, wiederhole ich Ihnen noch einmal mündlich, was ich schriftlich sagte: an meinem und meiner Tochter Entschluß ist nichts mehr zu ändern; wenn Sie eine derartige Absicht herführt, so ist jedes Wort unnötig!"

Fritz rang mit dem Tode! Er sah die Zornader auf der Stirn des Alten schon im Geiste anlaufen, aber es half nichts — durch!

„Herr Amtsrat!" begann er von neuem und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn, „halten Sie mich für einen Elenden — ich halte mich selbst dafür, aber ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen heilig ist — mein Gott, wie soll ich mich nur ausdrücken? ich flehe Sie an, nehmen Sie Ihr Wort zurück!"

„Aber sagen Sie mir, Herr," rief jetzt der

Amtsrat, „was ficht Sie denn eigentlich an? Allen Respekt vor Ihnen, aber Sie benehmen sich, um mich ganz gelinde auszudrücken, wie ein Narr! Seien Sie ein Mann, fügen Sie sich ins Unvermeidliche! Was ich gesagt habe, habe ich gesagt! Ich werde mich doch jetzt nicht zum Gespött der ganzen Gegend machen, als ein alter Schwachkopf, der nicht weiß, was er will! Meine Tochter ist Braut — und damit basta."

„Nun dann," sagte Fritz mit der Ruhe eines Verzweifelten, „dann bleibt mir nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen! Ich habe wie ein Ehrloser gehandelt, ich muß die Folgen tragen! Denken Sie von mir, was Sie wollen — aber ich kann Ihre Tochter nicht heiraten!"

„Was!" schrie der Amtsrat und sprang auf, „was sagen Sie da?"

„Ich kann Ihre Tochter nicht heiraten," wiederholte Fritz dumpf und leichenblaß, „und nun machen Sie mit mir, was Sie wollen!"

„Meine Tochter nicht heiraten?" brüllte jetzt der Amtsrat und sprang auf Fritz zu, ihn bei den Schultern packend, „aber Mensch, wer verlangt

denn, daß Sie ſie heiraten? Bin ich toll oder ſind Sie toll, oder ſind wir's alle beide?"

„Ich weiß nicht," ſagte Fritz ganz erſchöpft und ſank in ſeinen Stuhl zurück.

Der Alte trat zum Nebentiſch, goß zwei

Gläſer Waſſer aus einer Karaffe ein, trank eins und reichte das andere unſerem Helden. „So, das ſchlägt nieder," ſagte er dann etwas ruhiger, „und nun ſagen Sie mir einmal, w a s Sie eigentlich wollen! Sie halten um meine Tochter an, ich ſchreibe Ihnen umgehend, wie Sie es verlangen,

eine ganz vernehmliche, möglichſt freundlich abgefaßte Antwort, und ſtatt ſich dabei zu beruhigen, wie ein vernünftiger Menſch, kommen Sie hierher wie ein Tollhäusler und ſchreien, Sie können meine Tochter nicht heiraten! Ich muß Ihnen geſtehen, ich finde es, gelinde geſagt, ſehr dumm und albern, daß Sie heute überhaupt hierher kommen!"

„Aber mein Himmel!" rief Fritz und durchwühlte ſeine Brieftaſche mit zitternden Händen, „Sie haben mich ja doch ſelbſt eingeladen!"

„Ich — Sie?" ſchrie der Amtsrat noch lauter; „i, ſo ſchlag doch —"

„Hier!" ſagte Fritz lakoniſch und reichte dem alten Herrn ſeinen Brief hin.

Der Amtsrat las — verfärbte ſich — wiegte den Kopf hin und her — plötzlich rief er: „Ach, du meines Lebens! Da habe ich eine ſchöne Geſchichte gemacht, lieber Sterneck, ich bin ja an allem ſchuld! Ich habe den Abſagebrief an Sie gleichzeitig mit dem Zuſagebrief an meinen Nachbar Rummler geſchrieben — der hielt zufällig vor zwei Tagen auch um Amalie an, und wie ich nun Ihren Brief ſofort beantworten mußte, da habe

ich in der Eile und Aufregung die Adreſſen verwechſelt! Nein, das iſt ja ſchrecklich — und nun ſitzt mir der mit einem Korbe da! Er hat auch Bahnſtation in Frankenberg, und der Wagen ſollte ihn holen und nicht Sie! Ach, ich bin ein geſchlagener Mann — ich alter Eſel! Nein, iſt denn das aber menſchenmöglich?"

Während der Alte wie außer ſich im Zimmer umherrannte, ergoß ſich in Fritzens umdüſterte Seele eine wahre Sonnenhelle. Er ſollte Amalien nicht heiraten — die gute, die liebe Amalie wollte ihn nicht, hatte ſogar ſchon einen Erſatzmann gefunden — ach, das hatte er nicht verdient!

In überſtrömender Glückſeligkeit ſprang er auf und fiel dem erſtaunten Amtsrat um den Hals. „Lieber, alter Freund — beſter Herr Amtsrat — meine innigſten Glückwünſche — ach, ſo habe ich mich doch in meinem Leben noch nicht gefreut!"

Es ſprach eine ſo innige Überzeugtheit aus dieſen Worten, daß dem guten Amtsrat, was man ihm auch nicht verdenken kann, wieder ganz unheimlich zu Mute wurde. Er machte ſich etwas unſanft los.

„Na, laſſen Sie das nur gut ſein," ſagte er

und ſchob Fritz mißtrauiſch zurück, „was Sie denken und ob Sie ſich freuen, iſt mir im Augenblick ganz egal — ich weiß nur nicht, wie ich meine Eſeleien wieder gut mache, ohne daß es meine Weibsleute merken, ſonſt haben die eine Handhabe gegen mich bis ans Ende meiner Tage!“

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen,“ nahm Fritz, deſſen Gefühlswogen ſich zu legen begannen, jetzt das Wort, „Gefallen gegen Gefallen! Borgen Sie mir Ihren Rappen bis morgen früh, dann reite ich jetzt zu Herrn Rummler hinüber und beſorge Ihnen einen Brief hin, den Sie ſchnell ſchreiben, während ich mich anziehe — und dann reite ich zur Stadt und ſchicke Ihnen das Pferd morgen wieder heraus. Herr Rummler kann in einer Stunde hier ſein, und niemand erfährt etwas!“

„Ach, das iſt Unſinn!“ ſagte der Amtsrat, „ich will Ihnen etwas anderes ſagen — mir wird das Briefſchreiben ſauer — geben Sie mir Ihren Brief, und ich ſchicke ihn zu Rummler und ſchreibe nur, das wäre der richtige, und der andere wäre für Sie beſtimmt. Wenn ich das ſchreiben kann, ſo iſt die Sache abgemacht.“

„Meinetwegen," rief der glückſelige Fritz, „aber den Rappen geben Sie mir mit. Ich muß notwendig heute abend nach Hauſe — Sie ſollen bald erfahren, warum!"

„Ich bin nicht neugierig," ſagte der unliebenswürdige Alte; „aber eins ſagen Sie mir: warum haben Sie denn eigentlich um die Amalie angehalten, wenn Sie ſo froh ſind, daß ſie Sie nicht haben will?"

„Das iſt eine lange Geſchichte," erwiderte Fritz und wurde rot; „wollte ich Ihnen die jetzt erzählen, ſo verbrennte der Braten, und der Punſch, den das Brautpaar heute noch trinken ſoll, würde kalt. Laſſen Sie mich fort und ſchicken Sie den Wagen zu ihrem Schwiegerſohn. Und nun leben Sie wohl, mein lieber, guter Herr Amtsrat — ſagen Sie Ihren Damen — — was Sie wollen! Ich laſſe mir den Rappen ſatteln!"

Im Hauſe des Amtsrats ging es den Abend noch ſehr luſtig her — in manchen anderen Häuſern gewiß auch — es giebt ja, trotz aller Peſſimiſten, noch immer eine ganze Menge vergnügter Leute auf der Welt — aber ein fröhlicherer Geſelle, als unſer Fritz, den ſein tänzelnder Rappe durch den

ſchönen Sommerabend nach der Stadt hin trug, die ſein Glück barg, war an dieſem Abend ſchwerlich zu finden! — Wie er es angefangen hat, ſeine reizende Braut mit dem zweiten Akt der Komödie zu verſöhnen, die er auf der Landpartie zu ſpielen begonnen — das geht uns nichts an. Er wird ſchon mit ihr fertig geworden ſein!

Ludwig Ganghofers Werke.

Der Forstapostel. Hochlandsroman. Illustr. 12. Aufl.
Geh. M. 6.—, geb. M. 7.20.

Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Hochlandsgeschichte. Illustr.
8. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Forstlust. Hochlandsgeschichten. Illustriert. 5. Auflage.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Der Jäger von Fall. Hochlandsgeschichte. Illustriert.
7. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Edelweißkönig. Hochlandsgeschichte. Illustriert. 10. Auflage.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Almer und Jägerleut. Hochlandsgeschichten. Illustriert.
4. Auflage. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Oberland. Erzählungen aus den Bergen. Illustriert. 4. Auflage.
Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Der Unfried. Dorfroman. Illust. 7. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Der Besondere. Hochlandsgeschichte. Illustriert. 4. Auflage.
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Der laufende Berg. Hochlandsroman. Illustriert. 11. Auflage.
Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Aus Heimat und Fremde. Novellen. 3. Auflage.
Geh. M. 3.60, geb. M. 4.80.

Nachele Marpa. Novelle. Illustriert. 6. Auflage.
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Es war einmal ... Moderne Märchen. Illustriert. 3. Auflage.
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Die Jagdhantin. Roman. Illustriert. 2 Bände. 8. Auflage.
Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Schloß Hubertus. Roman. 2 Bände. Illust. 13. Aufl.
Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Tarantella. Novelle. Illustriert. 8. Auflage. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Die Fackelsungfrau. Eine Bergsage. Illustriert. 4. Auflage.
Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Die Martinsklause. Roman aus dem 12. Jahrhundert. Illustriert
2 Bände. 10. Aufl. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—.

Das Gotteslehen. Roman aus dem 13. Jahrhundert. Illustriert.
16. Aufl. Geh. M. 5.—, geb M. 6.—.

Der Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert. Illustriert.
21. Aufl. Geh. M. 5.—, geb. M 6.—.

Stunde Zeit. Gedichte. 2. Auflage. Geb. M. 4.80.

Heimkehr. Neue Gedichte. Geb. M. 4.80.

Der Herrgottschnitzer. Volksschauspiel. 10. Aufl. Geh. M. 1.—.

Der Prozeßhansl. Volksschauspiel. 4. Auflage. Geh. M. 1.—.

Der zweite Schuß. Volksschauspiel. 2. Auflage. Geh. M. 1.—.

Der Geigenmacher. Volksschauspiel. 2. Auflage. Geh. M. 1.—.

Die Fälle. Lustspiel. Geh. M. 2.—.

Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel. 2. Auflage. Geh. M. 1.80.

Meerleuchten. Schauspiel. Geh. M. 1.50.

Karl Stielers Werke.

Dialektdichtungen.

Weil's mi' freut! Neue Gedichte in oberbaierischer Mundart. 12. Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Groß Oktav. Kart. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

Habts a Schneid!? Neue Gedichte in oberbaierischer Mundart. 10. Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Groß Oktav. Kart. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

Am Sunnawend'. Neue Gedichte in oberbaierischer Mundart. 8. Auflage. Illustriert von Hugo Engl. Groß Oktav. Kart. ℳ 3.—, eleg. geb. ℳ 4.—

A Hochzeit in die Berg'. Dichtungen in oberbaier. Mundart. Mit 25 Bildern in Lichtdruck von Hugo Kauffmann. 3. Auflage. Groß Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 8.50.

In der Sommerfrisch'. Gedichte in oberbaierischer Mundart. Mit Bildern in Lichtdruck von Hugo Kauffmann. 2. Aufl. Groß Oktav. Eleg. geb. mit Goldschnitt ℳ 8.50.

Hochdeutsche Dichtungen.

Hochlandslieder. 9. Auflage. Groß Oktav. Geh. ℳ 3.60, eleg. geb. mit rotem Schnitt ℳ 5.—

Neue Hochlandslieder. 5. Auflage. Gr. Oktav. Geh. ℳ 3.60, eleg. geb. mit rotem Schnitt ℳ 5.—

Wanderzeit. Ein Liederbuch. 4. Aufl. 8°. Geb. m. Goldschn. ℳ 4.—

Ein Winter-Idyll. 28. Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers, in Lichtdruck ausgeführt nach dem Gemälde von Herm. Kaulbach. Oktav. Elegant geb. mit Goldschnitt ℳ 4.—

Prosaschriften.

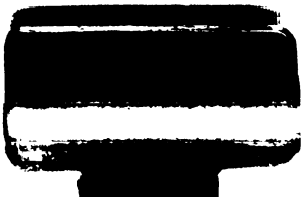
Kulturbilder aus Bairn. 2. Auflage. Groß Oktav. Geheftet ℳ 4.80, eleg. geb. ℳ 6.—

Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze. 2. Auflage. Groß Oktav. Geh. ℳ 5.40, eleg. geb. ℳ 6.80.

Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870 und 1871. 2. Auflage. Groß Oktav. Geh. ℳ 4.—, eleg. geb. ℳ 5.—

Natur- und Lebensbilder aus den Alpen. 2. Auflage. Groß Oktav. Geh. ℳ 5.40, eleg. geb. ℳ 6.80.

Reisebilder aus vergangener Zeit. Gr. Oktav. Eleg. geb. ℳ 2.—

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C035548956